ST. VITHER ZEITUNG

Die St. Vither Zeitung erscheint dreimal wöchentlich und zwar dienstags, donnerstags und samstags mit den Beilagen „Sport und Spiel", „Frau und Familie" und „Der praktische Landwirt"

TELEFON Nr. 28193

Druck und Verlag: M. Doepgen-Beretz, St. Vith, Hauptstraße 58 und Malmedver Straße 19 / Handelsregister Verviers 29259 Postscheck-Konto Nummer 589 95 / Einzelnummer 2 Francs

Nummer 25 | St. Vith, Donnerstag, 28. Februar 1963 | 9. Jahrgang

Außen eiskalt... aber innen glühend!

Erfolgreiche Regierungszeit Sr. Tollität Heinz II.

ST.VITH. „Ein Traum ist alles nur auf Erden" heißt unser altes St.Vither Karnevalslied, und wirklich kommt es einem am Aschermittwoch vor, als hätte man einen Traum erlebt, als seien die begeisterten Huldigungen der St. Vither und der vielen Fremden für unseren Narrenherrscher, der lange und diesmal humorgeladene Karnevalszug, all die Masken, das bunte Treiben in den schön geschmückten Lokalen, der Kinderball, die Stipvisiten Sr. Tollität und schließlich der sauersüße Schluß nur ein Traum gewesen; allerdings ein sehr schöner. Alles in Allem ist alles sehr gut verlaufen, von einigen kleinen Pannen abgesehen, die wir nicht besonders hervorheben wollen, da wir ja eine schöne Erinnerung an die diesjährige Fastnacht behalten wollen, die neben manchen Höhepunkten vor allem durch den so harmonischen Ablauf des Geschehens hervorstach.

Empfang im Rathaus

Pünktlich um 11 Uhr fuhr die Kolonne der den Prinzen begleitenden Autos mit markerschütterndem Hupengebrüll zur städtischen Volksschule, in deren Festsaal der Empfang stattfand. Bürgermeister Pip, die Schöffen Hansen und Wilmes, sowie mehrere Stadtverordnete begrüßten den Narrenherrscher und sein großes Gefolge. Nach einer abgekürzten Darbietung der Prinzengarde begrüßte der Bürgermeister alle Narren, wünschte Heinz II. eine gute Regierungszeit und übergab ihm den Schlüssel des Rathauses. Während das Stadtoberhaupt den Akzent auf gewisse Uneinigkeiten gelegt hatte, antwortete Prinz Heinz u. a.: „Ob Rot- oder Blauweiß, ob Stadtrat oder Mittelstand, ob Opposition oder Majorität, wir sind uns alle darin einig, daß wir heute und an den zwei folgenden Karnevalstagen das Allerbeste tun werden, das uns so eigene Narrentum zu pflegen".

Prinzenessen

Da der Zug (wegen des späteren Anfangs des Malmedyer Zuges) um eine halbe Stunde verschoben wurde, konnte Prinz Heinz II. mit seinem Gefolge in aller Ruhe im Hotel International ein ganz ausgezeichnetes Prinzenessen zu sich nehmen, das immer wieder durch lustige Einlagen, Ordensverleihungen und andere Scherze aufgelockert wurde. Kein Wunder, daß die dekorierten Journalisten schließlich sangen: „wer soll das bezahlen".

Jubelnd grüßt Prinz Heinz II. Vor ihm die beiden Pagen Brigitte Solheid und Resi Paquay.

Dichtes Menschenspalier hatte sich inzwischen auf den Straßen angesammelt. Die „Kladderadaatsch"-Verkäufer, die schon seit dem frühen Morgen tätig waren, fanden reißenden Absatz. Das Volk suchte besonders die Plätze in der Sonne, da es im Schatten noch empfindlich kalt war, wenn auch der Schnee- und Eisbelag auf den Straßen sich in kleine Seen verwandelte.

Die Triumphfahrt des Prinzen

Wie außerordentlich beliebt Prinz Heinz II. bei den St.Vithern ist, und wie schnell auch die auswärtigen Zuschauer ihn in ihr Herz schlossen, zeigte sein Triumphzug durch die Straßen unserer Stadt.

Der Zug war in der Neustadt aufgestellt worden, da der Viehmarkt nicht genügend Platz und Manövriermöglichkeit bot. Kurz nach 14.30 Uhr ging es los.

Wir haben am vergangenen Samstag die Zugordnung veröffentlicht, u. jeder kann sie auch im „Kladderadaatsch" nachlesen. Wir wollen nicht alle Wagen, Gruppen und Musikvereine einzeln beschreiben, sondern vor allem feststellen, daß diesmal viele lokale Begebenheiten verewigt wurden. Der „Kaiserwalzer" (K. G. Rot-Weiß-Rot mußte selbstverständlich gebracht werden, ebenso wie die Spartacusgruppe und die Steuerschraube. Sie waren lustig und effektvoll skizziert, ohne daß das übliche Maß der Bewitzelung überschritten wurde. Neben dem im Wagenbauen immer so regen Vithusverein, haben sich dieses Jahr die beiden Karnevalsgesellschaften „Fahr'm dar" und Rot-Weiß-Rot ganz besonders ins Zeug gelegt. Bei den Rot-Weiß-Roten fiel ganz besonders die prächtige Reitergruppe mit dem Wagen des Tanzpaares auf, während der „Fahr'm dar' diesmal von der prunkvollen Linie abgewischen war und mit der „Gambrinus-Tankstelle", sowie mit der riesigen Würstchenbraterei Heiterkeitserfolge buchen konnte. Die Zahl der Privatwagen war recht beachtlich: die Chiro mit ihrem 30 Meter langen Tausendfüßler, das mit viel Liebe ausgebaute Schiff des Musikvereins Mackenbach, die Tippelbrüder der JOC, die bereits genannte Steuerschraube von Paul Arens, die dicken Köpfe (Urheber H. Zinnen), H. Hermann mit seinem Traditionswagen. Besonders gut war auch L. Schlabertz mit seiner Glücksbringergruppe. Dies alles brachte sehr viel Schwung in einen Zug, der absichtlich so weit auseinandergezogen wurde, daß jeder sich alles eingehend besehen konnte und die einzelnen Attraktionen genügend Platz u. Zeit hatten sich zu entfalten.

Wir sind aber noch lange nicht am Ende des Zuges, den wir nicht in seiner Reihenfolge, sondern so, wie er uns im Gedächtnis geblieben ist, beschildert haben. Der Reiterverein St. Martinus bildete den Anfang, den Schluß sollten „den Ahlen de Ahl on de Peijas" machen, sie sind aber im allgemeinen Trubel untergegangen. Die Musikvereine von Emmels (mit Steckenpferden), Mackenbach, Lommersweiler, Wallerode, das Tambourkorps St.Vith, der Musikverein St.Vith (auf einem sauber gearbeiteten Wagen), der Musikverein Auel (dem diesmal die Ehre zuteil wurde, kurz vor dem Prinzen zu marschieren) und der Musikverein Winterspelt boten eine sehr spielfreudige Umrahmung. Daß die Exprinzen in diesem Jahre besonders aktiv sind, hatte sich bereits rundgesprochen. An

Fortsetzung Seite 4

Büllinger Rosenmontagszug mit Note 1

BÜLLINGEN. An diesem herrlichen Rosenmontagsnachmittag mit wunderbarem Sonnenschein und einer schier unübersehbaren Volksmenge fuhr Prinz Niko II. von Büllingen, in einer großen Rose, die sich unter den Strahlen der Frühlingssonne geöffnet hatte durch die Straßen seiner geliebten Ortschaft. Alljährlich kann erfreut festgestellt werden, daß noch größere Zuschauermengen nach Büllingen kommen. Wenn die Büllinger dieses Jahr wieder sagen, daß dies ihr schönster bisheriger Zug ist, so haben sie damit Recht. Was an monatelanger Arbeit, an liebevoller Bastelei und an organisatorischen Bemühungen geleistet worden ist, trägt an diesem Rosenmontag seine Früchte.

Wenn man verschiedentlich in Büllingen nicht damit einverstanden war, daß wir in unseren Berichten über die vorkarnevalistischen Veranstaltungen nicht alles ausnahmslos gelobt hatten, so hat unsere heutige Feststellung, daß der Rosenmontagszug von Büllingen die Note 1 verdient umso mehr Gewicht. Wenn man immer lobt, verliert das Lob an Salz und es hat schließlich keine Bedeutung mehr. Versucht man aber, es gerecht zu verteilen, dann bedeutet Lob nichts selbstverständliches mehr, sondern eine Auszeichnung. Wir glauben, daß es besser ist, so zu verfahren.

Es ist einmal schön, sich einen Karnevalszug nicht als arbeitender und eifrig notierender Journalist anzusehen, sondern wie ein einfacher Zuschauer, der alles in Ruhe auf sich wirken lassen kann, ohne durch ein Programm oder andere Formalitäten beschwert zu sein. Man stellt dann auch viel besser fest, wie lustig und volksnahe solch ein Zug ist, wie sehr er das Publikum erfaßt und wie groß die Stimmung auch bei allen aktiv am Zuge mitwirkenden Narren wird, wenn alles richtig klappt, wie es vorgesehen ist.

In Büllingen geht der Zug mehrmals durch die Hauptstraße. Jeder kann ihn also immer wieder studieren, wenn er, fast ohne Abstände, vorbeizieht. Es ist ein kompaktes Bild, das wie eine bunte Malerpalette durch seine abwechslungsreiche Farbenpracht besticht. Sorgfältig vorbereitete Prachtstücke wechseln mit bewußt gegensätzlich wirkenden Gruppen kontrastreich ab.

Die Festlichkeiten begannen mit der Schlüsselübergabe vor dem Gemeindehause. Kinderprinz Berni I. forderte seine närrischen Untertänchen auf, recht lustig zu sein. Bürgermeister Jost überreichte nach kurzer Ansprache den Schlüssel zum Gemeindehause und Prinz Niko II. verpflichtete sich, sein Amt nach närrischer Manier zu versehen. Allen tat er dann seine Proklamation kund. Dann begann pünktlich der große Rosenmontagszug mit all seiner Freude für Teilnehmer und besonders die Zuschauer.

Der Prinz beim Einzug ins Rathaus

Prinz Niko II. im Rosenmontagszug

Ihre große MINUTE

HÖHEPUNKTE IM LEBEN WELTBERÜHMTER MÄNNER

TATSACHENBERICHT VON TOM WALDEN

Copyright by Hamann-Meyerpress — durch Verlag v. Graberg & Görg, Wiesbaden

Robert Koch und der Tuberkelbazillus

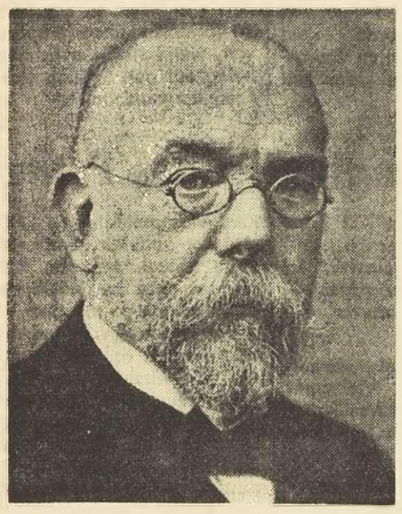
Virchow zeigte die kalte Schulter

Robert Koch, geboren 1843 in Klausthal (Harz). Praktizierte nach Beendigung des Studiums als Kreisarzt in Wollstein. Wurde 1891 Direktor des Instituts für Infektionskrankheiten in Berlin. Bahnbrecher auf dem Gebiet der mikroskopischen Färbetechnik und Tierversuche. Entdeckte den Tuberkel-Bazillus und den Erreger der asiatischen Cholera. Erhielt 1905 den Nobelpreis für Medizin. Gestorben 1910 in Baden-Baden.

Robert Koch fuhr mit seinem schäbigen Landauer von einem Dorf zum anderen, schrieb Rezepte aus, verhalf neuen Erdenbürgern zum Licht der Welt und war mit seinem Schicksal unzufrieden Er hatte immer davon geträumt, eines Tages die Welt zu sehen und Abenteuer zu erleben. Wie eintönig war doch dagegen das Dasein eines Kreisarztes!

Sein Leben änderte sich in dem Augenblick, als ihm seine Gattin um ihn auf andere Gedanken zu bringen, ein Mikroskop schenkte. Natürlich keines von den modernen mit vieltausendfacher Vergrößerung, doch es erfüllte seinen Zweck und eröffnete Koch eine neue, phantastische Welt.

Was es da alles zu sehen gab! Schon ein einfacher Wassertropfen verwandelte sich unter



Robert Koch

der Linse in einen See voller Lebewesen, wie sie Robert nie zuvor gesehen hatte.

Diese vom Holländer Leeuwenhoek entdeckte Welt der Mikroorganismen eroberte sich Koch nun aufs neue. Wohl hatte inzwischen Pasteur in Frankreich neue Entdeckungen auf diesem Gebiete gemacht, doch Wollstein lag praktisch am anderen Ende der Welt, und Koch erfuhr kaum etwas davon. Abgesehen davon existierte für ihn nur das, was er selbst gesehen hatte.

Milzbrand bei Schafen war damals eine Krankheit, für die man keine Heilung kannte. Man wußte nicht einmal, wodurch sie hervorgerufen wurde Jährlich starben daran in Deutschland und ganz Europa innerhalb weniger Tage oft Herden von Tausenden.

Könnte es nicht sein, daß diese Krankheit durch einen Bazillus hervorgerufen wird, fragte sich Koch und begann, das Blut verendeter Tiere unter seinem Mikroskop zu untersuchen; und richtig, da zeigten sich stäbchenförmige Gebilde, die im gesunden Blut nicht vorhanden waren.

Waren jene Gebilde auch wirklich die Ursache des Milzbrandes? Man mußte den hundertprozentigen Beweis erbringen. Koch begann seine Praxis zu vernachlässigen. Immer mehr nahm ihn diese neue Welt gefangen.

Nach monatelanger Arbeit war er sich sicher: jene Stäbchen verursachten den Milzbrand. Es gelang ihm sogar ein erfolgversprechendes Serum zu entwickeln, doch das war nur der Anfang.

Um Bazillen besser studieren zu können, muß man sie in Reinkulturen züchten, überlegte Koch. Auch hier war ihm Erfolg beschieden. Die Fachwelt wurde auf ihn aufmerksam. Er reiste nach Berlin um Professor Virchow von seinen Erfolgen zu berichten, denn der galt als die letzte Autorität in medizinischen Fragen. Virchow hörte die Ausführungen Kochs an und war nicht im geringsten beeindruckt. Was wollte dieser kleine Landarzt, dieser Emporkömmling überhaupt?

Koch setzte seine Arbeiten fort. Es gab ja noch so viel zu entdecken. Da war z. B. die Tuberkulose. Jeder Siebente fiel ihr zum Opfer. Sie war, wie man wußte, ansteckend. Warum sollte nicht auch sie durch einen Bazillus verursacht werden? Doch wenn ein solcher überhaupt existierte, so widerstand er zunächst den Angriffen Kochs.

Er ist bestimmt so klein, daß man ihn erst färben muß, damit er sich gegen die Umgebung abhebt, überlegte Koch und begann eine endlose Färbe-Versuchsreihe. Zur gleichen Zeit führte er Experimente mit Meerschweinchen durch. Innerhalb weniger Tage starben die infizierten Tiere. Koch selbst machte sich nicht die geringsten Gedanken über die Gefahren, denen er sich da aussetzte. Wie leicht hätte sich die Krankheit auf ihn übertragen können, und sie war tödlich!

Eines Abends endlich, als Koch müde ein gefärbtes Gewebepräparat — das wievielte mochte es nun schon sein? — unter das Mikroskop schob und das Auge an die Linse preßte, wurde er plötzlich hellwach. Tiefblau hoben sich gebogene Gebilde gegen den Rest des Gewebes ab. Das mußte der so lange vergeblich gesuchte Bazillus sein.

Gründlich wie Koch nun einmal war, arbeitete er weiter, bis es keinen Zweifel mehr gab. Er begann, den entdeckten Erreger in Reinkultur zu züchten und Hunderte von Tieren zu injizieren. Die Ergebnisse bewiesen, daß es sich um den Tb-Bazillus handelte.

Am 24. März 1882 trafen sich die Mitglieder der Physiologischen Gesellschaft in Berlin. Keiner der berühmten Mediziner fehlte, nicht einmal Virchow.

Robert Koch, klein, unscheinbar, die Augen hinter der starken Brille zusammengekniffen, erzählte der hohen Gesellschaft mit einfachen Worten von seiner Entdeckung, dankte für die Aufmerksamkeit, setzte sich und erwartete die Diskussion; denn er konnte nicht damit rechnen, daß man seinen Ausführungen ohne weiteres Glauben schenken würde.

Aller Augen schauten auf Virchow. Was würde er sagen? Die Spannung wurde unerträglich. Dann stand Virchow auf. Er sprach kein Wort, nahm seinen Hut und verließ den Saal.

Was hätte er auch sagen sollen? Kochs Argumente sprachen für sich selbst.

Die Nachricht der Entdeckung verbreitete sich mit Windeseile. Aus allen Teilen der Welt kamen Mediziner, um bei Koch zu lernen. Es galt nun, eine Heilungsmethode zu finden.

Koch wurde mit Ehrungen überhäuft. Sein Name war in aller Munde, aber er blieb bescheiden, wie er es immer war „Meine Entdeckung ist kein so großer Fortschritt", pflegte er immer wieder zu sagen, doch die Welt war anderer Ansicht, und sie behielt recht.

Pierre und Marie Curie entdecken das Radium

Marie gab ihr Leben für die Menschheit

Marie Curie, geb. Sklodowska, geboren 1867 in Warschau, gestorben 1934 in Paris. Studierte an der Sorbonne in Paris. Widmete sich der Arbeit auf dem Gebiet der Radioaktivität. Entdeckte 1902 mit ihrem Gatten Pierre das Radium und Polonium. Wurde 1903 zusammen mit Becquerel und ihrem Gatten mit dem Nobelpreis für Physik ausgezeichnet. Erhielt 1911 den Nobelpreis für Chemie.

„Sie ist wirklich hübsch" stellten die Studenten an der Sorbonne fest, wenn sie Marie Sklodowska sahen, „aber was nützt das, sie spricht mit niemandem."

Kaum waren die Vorlesungen beendet, als Marie wie ein Schatten verschwand, um in der Einsamkeit ihres Mansardenstübchens weiter zu arbeiten Für vier Jahre ernährte sie sich von Brot, Butter und Tee Nur aus ganz besonderen Anlässen wurde einmal der Speisezettel durch ein Ei oder einen Apfel bereichert, aber das war ein Luxus, für den sie die Butter an den folgenden Tagen streichen mußte.

Der Raum selbst war ein kleines dunkles Kämmerchen, dessen Dachlukenglas die Helligkeit aus dem Tageslicht herausfilterte. Im Sommer war es vor Hitze kaum auszuhalten, im Winter gefror das Wasser in der Waschschüssel.

Eine übermenschliche Energie gab dem Mädchen die Kraft, dieses Leben auszuhalten, obwohl sie eine erbliche Anfälligkeit für Tuberkulose besaß 1893 bestand Marie die Abschlußprüfung für Physik und 1894 die für Chemie.

Marie wollte von der Liebe nichts mehr wissen. Einmal war sie ihr verfallen, aber die Familie des jungen Mannes, der sie liebte, wollte von einer Ehe ihres Sohnes mit diesem armen Mädchen nichts wissen Marie hatte sich damals geschworen, ihr Leben der Wissenschaft zu widmen Als sie darum Pierre Curie kennenlernte, wünschte sie nichts weiter, als eine Kameradschaft mit dem jungen Physiker.

Bald mußte sie erfahren, daß die besten Vorsätze nichts nützen, wenn man im Herzen fühlt, daß man liebt. Sie beide waren jung, arm und voller wissenschaftlicher Begeisterung. Sie hatten dieselben Ziele. Warum sollten sie den dornenvollen Weg nicht zusammen gehen?

Nach einer bescheidenen Hochzeitsreise mit dem Fahrrad nahm Marie ihre Doktorarbeit in Angriff.

Henry Becquerel, der bekannte französische Physiker, hatte ganz durch Zufall eine große Entdeckung gemacht Eines Tages ließ er in seiner Dunkelkammer ein Stück Uraniumerz auf einer fotografischen Platte liegen. Wie groß war sein Erstaunen, als er am nächsten Tage feststellte, daß sich die Umrisse des Steinbrockens deutlich auf der lichtempfindlichen Schicht abhoben. Das Erz mußte also dem menschlichen Auge unsichtbare Strahlen aussenden.

Diese Strahlen näher zu erforschen stellte sich Marie zur Aufgabe. Darüber würde sie ihre Doktorarbeit schreiben.

Das Laboratorium, das dem jungen Paar bewilligt wurde, war nichts weiter, als ein alter Holzschuppen, dessen Dach schadhafte Stellen aufwies Pierre hatte seine Arbeit aufgegeben, um seiner Frau zu helfen, und zusammen tasteten sie sich langsam in das Reich des Unbekannten vor

Sie prüften verschiedene Substanzen, und es stellte sich heraus, daß auch Thorium jene Strahlen aussandte. Keiner der Stoffe konnte aber die Intensivität der Pechblenden-Ausstrahlung erklären.

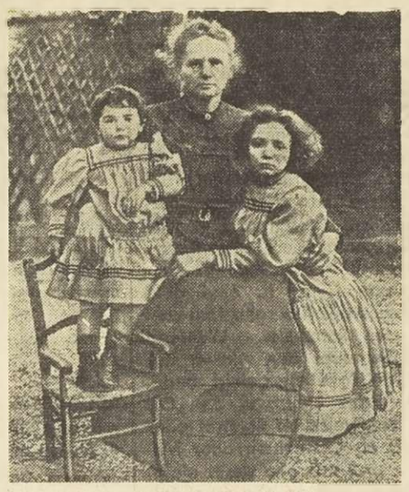
Nach langen Ueberlegungen kam Marie zu dem Schluß, es müsse sich bei dem stärksten Strahlungsträger um ein neues, bisher unbekanntes Element handeln. Ja natürlich, das war es: Ein neues Element! Es hält sich in der Pechblende verborgen, und man braucht es nur zu extrahieren!

Beide wußten, daß sie an der Schwelle einer großen Entdeckung standen, aber wie sollte man das Problem lösen? Pechblende war teuer, Sie wurde in Joachimstal gewonnen und zu Uransalzen für die Glasfabrikation verwendet. Es hätte Tausende gekostet, die nötigen Erzmengen zu kaufen.

Wieder war es eine logische Ueberlegung, die das Hindernis überwand. War das gesuchte Element wirklich unbekannt, so mußte es in den Resten der Pechblende nach der Gewinnung der Uransalze noch vorhanden sein, und um die Reste kümmerte sich niemand; sie waren praktisch wertlos.

Die Nachbarsleute amüsierten sich köstlich, als vor dem Schuppen schwere Pferdewagen mit etwas, was wie Geröll ausschaute, eintrafen, und die Curies, als seien sie Schiffsheizer, begannen, Schaufel für Schaufel von diesem „Schmutz" in den alten Ofen zu heizen.

„Sie müssen verrückt geworden sein, die beiden", erklärte man, aber was war man in



Madame Curie
mit ihren Kindern

Paris nicht alles gewohnt! Sollten sie auf ihre Art selig werden!

Marie, keineswegs robust gebaut, verbrachte ganze Tage damit, die Schmelzmasse mit einer Eisenstange die fast so lang war, wie sie selbst, umzurühren.

Nachdem diese Arbeit endlich beendet war, folgte der Reinigungsprozeß Scharfe Säuren sollten das geheimnisvolle Element auflösen. Waren die ätzenden Dämpfe schon gefährlich genug, so gesellte sich zu ihnen nun die Radioaktivität, aber davon wußte Marie noch nichts.

Endlich eines Tages im Jahre 1902, neigte sich das Werk der Vollendung entgegen. Noch am Nachmittag waren sie der Verzweiflung nahe gewesen Nach mehrmaligem Eindampfen blieb kaum noch etwas übrig. War ihnen das unbekannte Element etwa durch die Finger geschlüpft?

Dann aber brach der Abend herein, und das Gefäß mit der Lösung begann, ein fahles, unheimliches Licht auszustrahlen. Es bestand kein Zweifel mehr, das harmlos aussehende Salz, das den Boden der Retorte bedeckte, war eine Verbindung des neuen Elements. So stark war die Strahlung, daß sie Lichteffekte zeigte. Die jahrelange Arbeit hatte ihren höchsten Lohn gefunden und glücklich taufte Marie das Element Radium. Vergessen war die Kälte, die Uebermüdung und der Regen, der durch das Dach tropfte.

Marie Curie widmete den Rest ihres Lebens der Erforschung der Eigenschaften des Radiums. Ihr verdanken wir eine der bis heute erfolgreichsten Kebsbehandlungsmethoden. Die Welt überhäufte sie mit Ehrungen, doch sie kannte nur eine Aufgabe: der Menschheit zu helfen. Nach dem Tode ihres Gatten im Jahre 1906 arbeitete sie verbissen weiter, getreu dem Versprechen das sie ihm gegeben hatte.

Als sie starb, stellten die Aerzte fest, daß die Radiumstrahlen ihren Körper verg...et hatten.

— ENDE —

Charles Lindberghs Sieg über den Atlantik

Mit 5 Butterbroten und einer Tafel Schokolade nach Paris

Charles Lindbergh, geboren 1902 in Detroit als Sohn eines Rechtsanwalts. Interessierte sich von Jugend auf für die Fliegerei. Ueberquerte im Mai 1927 mit einem einmotorigen Flugzeug den Atlantik. Ist heute Oberst der amerikanischen Armee und Flugsachverständiger.

Niemand hätte es dem blonden jungen Postpiloten, dessen Großeltern aus Schweden stammten, angesehen daß er sich fest vorgenommen hatte, den atlantischen Ozean in östlicher Richtung zu überqueren, um den im Jahre 1919 von dem Amerikaner Raymond Orteig ausgesetzten Preis von 25 000 Dollar zu gewinnen Einige Wagemutige hatten es bereits versucht. Sie setzten ihr Leben damit nicht nur aufs Spiel — sie verloren es

Am 19 Mai landet Lindbergh mit seiner kleinen Sportmaschine — sie ist mit einem 200 PS Wright Wirbelwind-Motor ausgerüstet — auf dem Flugplatz Curtis Field bei New York. Er verbringt den Tag, wie jeden anderen, wenn er gerade dienstfrei hat Abends liest er vor dem Schlafengehen noch einmal den Wetterbericht und bittet, morgens um 2 Uhr geweckt zu werden

Um halb drei steht er schon neben seiner Maschine Es ist noch dunkel Er liest schnell die letzte Wettervorhersage und sieht zu, wie der Tankwart das Benzin auffüllt.

„Langflug?" fragt einer, und Lindbergh nickt kurz.

Er trägt einen dunkelgrünen Fliegeroverall, setzt seine Pelzkappe mit Ohrenschützern auf, steigt in den Pilotensitz und verstaut seine Tasche. Sie enthält fünf Butterbrote, eine Tafel Schokolade und zwei Flaschen Selterswasser.

Das Flugzeug besitzt kein Funkgerät, keinen künstlichen Horizont, keinen Wendezeiger, nur einen Kompaß. Mit dieser bescheidenen Ausrüstung würde heute kein Pilot einen Langstreckenflug wagen!

„Adieu!" ruft Lindbergh den Mechanikern zu, als er zur Startbahn rollt Sie winken und ahnen nicht daß der junge Mann auf dem Wege nach Europa ist.

Langsam erhebt sich das kleine Flugzeug in die Luft. Charles Lindbergh ist völlig ruhig.

Solange er über Land fliegt, orientiert er sich nach der Karte, als er aber das Meer erreicht nützt ihm nur der Kompaß noch etwas.

Ueber Neu-Fundland liegen dichte Nebelschwaden. Sie sperren jede Sicht An den Flügeln zeigen sich die ersten Spuren von Vereisung, dem größten Feind jedes Piloten. Gelingt es nicht, aus der Gefahrenzone zu kommen, so wird das Eis schließlich so dick, daß die Maschine abstürzt.

Einige Male überlegt Lindbergh, ob es nicht besser sei, umzukehren, aber sein eiserner Wille ist stärker als die Furcht, oder besser gesagt, die Vernunft.

Um die Nerven zu beruhigen ißt er ein

Charles A. Lindbergh
vor seinem Flugzeug „Spirit of St. Louis"
nach der Ozeanüberquerung

Stück Schokolade. Endlich verschwinden die Nebelwände, unter ihm liegt der Ozean, grau und windbewegt. Manchmal fliegt er so tief, daß die Wellen fast das Fahrgestell des Flugzeuges berühren dann steigt er wieder so hoch, daß ihm das Atmen schwerfällt Der Kompaßkurz zeigt auf Irland, dort will er landen.

Land in Sicht!

Die Sonne steht tief im Westen. 30 Stunden ist er nun unterwegs, da taucht am Horizont endlich Land auf, aber es ist nicht Irland Die Lichter, die ihm entgegenblinken sind die der französischen Hafenstadt Cherbourg Aber was macht das schon, ist es doch Europa, sein Ziel. Ihm als erstem ist es gelungen, den Atlantik von Westen nach Osten zu überfliegen.

Lindbergh wirft einen Blick auf den Benzinmesser. Noch vier Stunden kann er mit dem restlichen Treibstoffvorrat weiterfliegen. Er hat sich inzwischen nach seinen Karten orientiert. Ein Glück, daß er daran gedacht hatte, nicht nur Karten von England und Irland, sondern auch eine von Frankreich mitzunehmen. Er würde dem Lauf der Seine folgen und dann auf dem Flugplatz in der Nähe von Paris landen.

Ruhig und gelassen ißt Lindbergh sein letztes Butterbrot nachdem er die Lichter des Eiffelturmes erspäht hat und sich nun nicht mehr so sehr auf die Landschaft unter ihm zu konzentrieren braucht.
Ein Schluck aus der Seltersflasche spült den letzten Bissen herunter.

Nach einer Runde um die Stadt setzt Lindbergh zur Landung an. 33 Stunden und 29 Minuten nach seinem Start in Amerika setzt die Maschine am 21 Mai 1927 um neun Uhr abends auf dem Boden auf.

Ruhig steigt der blonde Mann aus dem Flugzeug. Tausende von Begeisterten, die sich inzwischen eingefunden haben, begrüßen ihn mit lauten Hurra-Rufen

„C'est Paris!" ruft ihm einer zu.

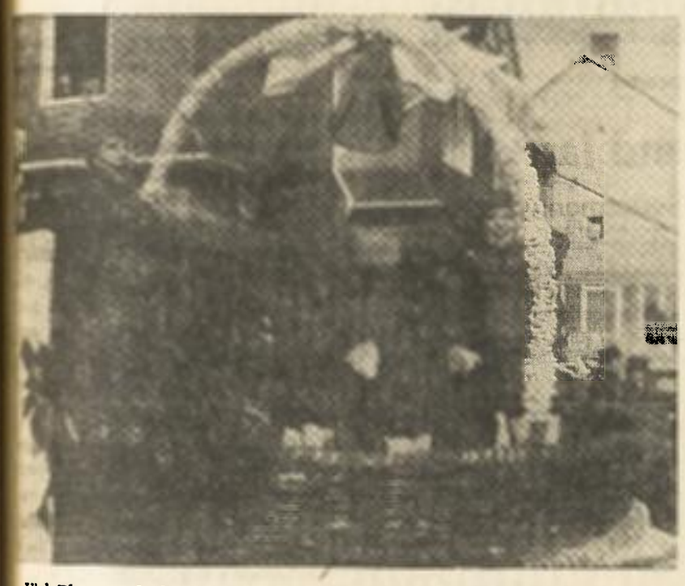
„So? Paris? Ich bin Charles Lindbergh. Ist hier jemand der Englisch spricht?"

In diesen Minuten war Lindbergh weltberühmt geworden!

Aus Stadt und Land

Rosenmontagszug in Bütgenbach närrischer denn je

BÜTGENBACH. Närrischer denn je war am Rosenmontag der große Karnevalszug in Bütgenbach. Was man sich hier an ulkigen Besonderheiten ausdenkt, ist wirklich einmalig. Es ist nicht, wie anderswo, ein Zug zu Ehren des Prinzen und deswegen kann er auch ganz anders aufgezogen werden. Auch dieses Jahr war er wieder voll von närrischen Ideen. Man stelle sich beispielsweise einen aus Einzelteilen selbst gebastelten Personenwagen vor, der mit unheimlichem Getöse durch die Straßen fährt, oder ein Paar Riesenski, auf denen die gesamte Weltprominenz durch die Gegend rutscht. Nie ist es schlecht, in unserem Zeitalter der Wirtschaftswunder an unsere alten Vorfahren erinnert zu werden. Wenn man sie so gemütlich sitzen sah, würde man sich, so man könnte, lieber in die Zeit der alten Germanen oder die Steinzeit zurückversetzen lassen. Zwischen zahlreichen Wagen aller Art marschierten oder fuhren (in Bütgenbach scheint es ausgezeichnete Techniker zu geben) die alle so quicklebendigen Gruppen einher. Zwischendurch gab es (den vorgesehenen) Aufenthalt, um allen Gelegenheit zu geben, ihre närrischen Künste an den Zuschauern zu probieren. Die Pockenepisode durfte auf diesem Zuge ebensowenig fehlen wie das Zwillingspaar Nikita und der Fidele Castro. Das sonst auf dem Stausee kreuzende Piratenschiff hatte seine heimischen Gewässer verlassen und fühlte sich auf der Straße keinesfalls „auf Eis gesetzt". Da der Zug einen sehr langen Weg zurückzulegen hat, waren verschiedene Wagen reichlich mit Marschverpflegung, flüssige und feste, versehen. Die sonst sehr gut bestückte Bütgenbacher Feuerwehr hatte diesmal einen ulkigen Behelfswagen zusammengebastelt, der seinem Hauptzweck, dem Löschen, noch viel besser gerecht wurde, als traditionellen Fahrzeugen dieser Art. Musikvereine, Tambourkorps, der Storch, harte Krieger, die auf Hawai den netten Mädchen verfallen sind, Zigeuner, lustige Samariter und viele andere Gruppen mehr vervollständigten diesen wieder sehr gelungenen Zug, dem eine große Menschenmenge immer wieder Ovationen entgegenbrachte.



Viel Blumen, hübsche Kinder und nette Kostüme sah man auf dem Büllinger Zug

AACHEN und EIFEL:
Tüchtige, kinderliebe und freundliche
Haushalthilfe
(auch ältere Kraft) für modernen Haushalt mit vier Kindern: 15, 11, 6, ½ Jahr gesucht. Winter: Etagenwohnung in Aachen, Sommer: Modernes Landhaus am Rursee. Hübsches Zimmer mit Radio, Wasch- Bügelautomat, Ölheizung, geregelte Freizeit, guter Lohn. **Professor Dr. B. Roeper Aachen** Kupferstraße 5, Telefon 36034.

Fürstentum Monaco ging zur Wahl

MONACO. Das Fürstentum Monaco hatte am Sonntag seinen Wahltag. Von den 3.096 eingeschriebenen Wählern gingen 2.372 in dem einzigen im Rathaus eingerichteten Wahllokal an die Urne, um 18 neue Nationalräte zu wählen, die das monegassische „Parlament" bilden.

Die Wähler hatten die Wahl zwischen zwei Listen: Die eine bestand zur Mehrheit aus den scheidenden Nationalräten, die andere aus ganz neuen monegassischen „Politikern". Die alten, erfahrenen Politiker des Fürstentums trugen einen klaren Sieg davon.

Für 2 Nationalräte wird jedoch am kommenden Sonntag noch eine Stichwahl nötig sein, so daß Monaco noch zu einem zweiten Wahlgang antreten darf. Neuheit bei den Wahlen war, daß zum ersten Mal auch die Frauen des Fürstentums wählen und gewählt werden konnten.

Französische Aktivisten in Spanien auf freien Fuß gestellt

MADRID. Sämtliche französischen OAS-Führer, darunter der ehemalige Oberst Gardes, sind wieder auf freien Fuß gestellt worden.

Gardes und fünf weitere französische Aktivisten waren am 15. Februar in Madrid und San Sebastian verhaftet worden. Am gleichen Tag war Pierre Lagaillarde von der spanischen Polizei mehrere Stunden verhört, anschließend aber in Freiheit gesetzt worden. Drei Tage später war die Verhaftung von sechs weiteren Aktivisten erfolgt. Damals war davon die Rede gewesen, daß die spanische Regierung die Ausweisung der französischen Aktivisten nach Südamerika plane.

Ihre Freilassung nach 10tägiger Haft scheint jedoch ein Zeichen dafür zu sein, daß die Politik der spanischen Regierung gegenüber den rund 600 französischen Aktivisten, die sich in Spanien aufhalten, sich nicht grundlegend geändert hat, nimmt man in Madrid an. Mit ihrer Ausweisung ist daher kaum zu rechnen.

Ein lustiger Maler vor einem schönen Motiv

Nachruf

Am 25. Februar 1963, starb der wohlachtbare

Herr Heinrich Etienne

Gemeinderatsmitglied der Gemeinde Lommersweiler

Der Verstorbene war seit 1953 Mitglied des Gemeinderates. Durch gewissenhafte Erfüllung seiner Amtspflichten hat er es verstanden, sich das Vertrauen und die Hochschätzung der übrigen Gemeinderatsmitglieder, sowie der ganzen Bevölkerung zu erwerben.
Mit seinen Angehörigen betrauert der Gemeinderat den allzufrühen Heimgang des lieben Verstorbenen.

Möge der Herr über Leben und Tod, ihm reichlich vergelten, was er im Interesse der Gemeinde getan hat.
Wir alle werden sein Andenken stets in Ehren halten.

Namens des Gemeinderates: der Bürgermeister

Lommersweiler, den 26. Februar 1963

Kleines Mädchen großes Glück

Ein Liebesroman von Else Jung

2. Fortsetzung

[illegible] von ihr gewesen? Oder hatte er [illegible]mmen? Glaubte er, es sei nur eine [illegible] seine Nichte Ruth anders vorge[illegible]? Ein paar Tage wollte sie noch [illegible]arten, nur noch bis zum Ende der [illegible]oche. Hatte Onkel Joe dann immer [illegible]ch nichts gesagt, würde sie ihm die [illegible]e auf die Brust setzen und sich [illegible] mehr abweisen lassen.

[illegible] kriegerischen Entschluß faßte [illegible], als sie an einem Mittwochabend [illegible] dem Zug stieg und ihr das erste [illegible]e Mailüftchen entgegenschlug. Es [illegible]merte sie daran, daß Onkel Joe s[illegible]e in Alsberg gezählt seien. Gestern [illegible]te er zur Mutter von seiner baldi[illegible]n Abreise gesprochen.

Zu Hause wurde Ruth von einer Fa[illegible] erwartet, die zu ihrer Verwunde[illegible]g vollzählig in der Wohnstube ver[illegible]ammelt war. Die Mutter sah verweint [illegible], Vater paffte dicke Rauchwolken [illegible] seiner Pfeife, und die Liesel hatte [illegible]ektisch rote Flecken auf den Wangen. [illegible] Ohrensessel am Ofen saß Onkel [illegible]nes und lächelte ihr verschmitzt [illegible].

[illegible]verständnislos sah das junge Mädchen von einem zum anderen und fragte [illegible]klo[illegible]en, was denn eigentlich los sei. „Warum starrt ihr mich alle so an?"

Als die Großen schwiegen, platzte [illegible]iesel mit der Erklärung heraus: „On[illegible]el Joe will dich nach Amerika mit[illegible]nehmen!" Und Hans entriß der Schwe[illegible] Hut, Mantel und Mappe mit den Worten: „Mensch, Ruth, hast du'nen Dusel!"

Unter den Füßen der also Ueberraschten schwankte ein bißchen der Boden, und ihr Herz begann stürmisch zu klopfen. „Onkel, ist das wahr?" Ganz spitz, ganz atemlos klang ihre Stimme.

Johannes nickte. „Ich denke, wir wollen es miteinander probieren, Ruth. Deine Eltern sind einverstanden, und in einer Woche geht unser Schiff."

Ruth war so überwältigt, daß sie nur ein: „Danke, lieber Onkel!" hauchen konnte, dann warf sie sich in die Arme der Mutter und schluchzte vor Freude.

Als hätte von einem Tag auf den anderen ein neues Leben begonnen, das mit dem alten nichts, aber auch gar nichts mehr gemeinsam hatte, so fühlte Ruth sich hinausgehoben über alles, was hinter ihr lag.

Nachdem Johannes sich entschlossen hatte, fortan für seine Nichte die Verantwortung zu übernehmen, sorgte er wie ein zärtlicher, ja sogar ein bißchen verliebter Vater für sie. Er fuhr mit ihr in die Stadt und kaufte eine Aussteuer ein, die Ruth fast den Atem benahm. Mit drei gefüllten Lederkoffern, die ihren persönlichen Besitz bargen, ging sie eine Woche später in Bremerhaven an Bord des riesigen Ueberseedampfers und schämte sich ein wenig, daß ihre Wünsche und Erwartungen für die unbekannte Zukunft beherrschender waren als die wehmütigen Abschiedsgedanken und die Erinnerungen an eine allzu bekannte Vergangenheit.

Erst als die Bordkapelle das „Muß i denn, muß i denn zum Städtele hinaus" anstimmte, zog sich ihr die Kehle ein wenig zusammen, und in den Augenwinkeln wurde es feucht. Doch diese kleine Rührung verschwand rasch unter den Eindrücken des Neuen, nie Erlebten. Ein schwimmendes Hotel nahm sie auf, und sie war entschlossen, sich die Freude an dem Luxus, der sie umgab, durch nichts trüben zu lassen.

Nach ein paar Tagen hatte Ruth sich mit der anfänglich so verwirrenden Vielräumigkeit eines solchen Riesen-Passagierschiffes vertraut gemacht. Sie fand sich jetzt schon ganz gut allein zurecht. Ihre Kabine mit eigenem Bad hatte sie beim ersten Betreten zu einem Entzückensschrei veranlaßt, und es gab Augenblicke, in denen sie sich in die Nasenspitze kneifen mußte, um sich zu vergewissern, daß sie nicht träume.

Voller Stolz sah sie, daß Onkel Joe sich in dieser eleganten Umgebung und zwischen Reisenden, die alle reich begütert waren, mit bewundernswürdiger Sicherheit bewegte. Er war neben dem imponierenden Kapitän der bestaussehende ältere Herr an Bord und wurde, was sein sympathisches Aeußeres betraf, nur noch von dem Ersten Offizier, dem Mister Walsh, übertroffen.

Schon in Bremerhaven war Onkel Joe einem alten Bekannten begegnet, der mit ihnen zusammen die Rückreise nach New York antreten wollte. Der Onkel hatte ihn Ruth als Mister Charles Robinson vorgestellt, und dieser Herr von etwa fünfunddreißig Jahren wich seitdem nicht mehr von Ruths Seite. Er saß mit ihnen am gleichen Tisch im Speisesaal und begleitete sie bei ihren Spaziergängen über das Promenadendeck. Ging Ruth ins Schwimmbad, war Mr. Robinson entweder schon da, oder er tauchte fünf Minuten später auf, so daß Ruth ihn im stillen ein „lästiges Veilchen" nannte. Dabei war Herr Robinson nichts weniger als ein bescheidenes Blümchen, das im Verborgenen blühte. Er verstand es recht gut, sich immer in den Vordergrund zu drängen, und schien ein sehr dickes Fell zu haben.

„Muß denn ein Bekannter immer mit uns zusammen sein, Onkel Joe?" fragte Ruth endlich verzweifelt, weil sie Herrn Robinson nicht abschütteln konnte.

„Er ist ein sehr guter Kunde von mir, und Kunden sind, das weißt du ja selbst, Könige, die man gut behandeln muß."

„Ja, aber nicht außerhalb des Geschäftes, Onkel! Mr. Robinson ist aufdringlich, ich mag ihn nicht."

„Mr. Walsh ist dir lieber, wie? Ich gebe zu, er ist ein hübscher junger Mann, und die Uniform steht ihm ausgezeichnet."

Ruth wurde brennendrot. „Er ist mir jedenfalls sympathischer als der dicke Robinson, der auch schon eine Glatze hat."

Onkel Johannes lachte, tat aber nichts, um Herrn Robinson loszuwerden.

Da half Ruth sich selbst. Unter den Passagieren der ersten Klasse befand sich auch ein amerikanisches Ehepaar, Mister und Mistreß Hackitt aus dem Staat Indiana, wo Mr. Hackitt eine Farm besaß. Beide hatten sich vor zwei Tagen mit Ruth angefreundet, und besonders Mrs. Hackitt hatte seinen einzigen Sohn besucht, der seine Militärzeit bei der US Army in Deutschland abdiente.

„Denken Sie, Miß Ruth, Bill wird schon im Herbst entlassen", erzählte sie ihrer jungen Mitreisenden freudig bewegt, während beide Damen in den bequemen Polstersesseln des Gesellschaftsraumes Platz genommen hatten, „eigentlich hätten wir uns die Reise nach Deutschland sparen können, aber warum sollten wir uns nicht auch einmal eine Erholung gönnen."

Mrs. Hackitt – sie war lang und dürr und trug eine große Hornbrille vor kurzsichtigen Augen – erging sich in begeisterten Schilderungen über ihren Sohn, der neben seiner Tüchtigkeit als Soldat ein Prachtjunge sei.

„Es ist ein Jammer, daß Sie Bill nicht kennenlernen, dear little girl, Sie würden entzückt sein."

Das Bild, das Mrs. Hackitt von Bill besaß und mit Stolz herzeigte, machte keinen Eindruck auf Ruth. Bill Hackitt hatte bestimmt rote Haare, eine Menge Sommersprossen und eine Himmelfahrtsnase, die ihr selbst mißfiel. Natürlich war sie höflich genug, das Foto mit einem freundlichen „Very nice, indeed!" (Sehr nett, in der Tat!) zurückzureichen.

„Bill ist der geborene Farmer", schwärmte Mrs. Hackitt weiter, „und reiten kann er wie ein Cowboy."

Ruth erfuhr, daß Bradfordfarm, der Besitz der Hackitts, sehr schön am Ohiofluß gelegen sei, und daß sich die Familie eines ansehnlichen Wohlstandes erfreue.

Wenn Mrs. Hackitts Geschwätzigkeit auch nicht zu den angenehmsten Dingen auf diesem Schiff gehörte, so war die gute Dame weitaus erträglicher als Mr. Robinsons schleimigfreundliche Zuvorkommenheit.

Doch dann – es war am achten Tage der Reise – schlug die Stimmung bei Ruth um. Sie hatte nicht nur Charles Robinson satt, sondern auch die Hackitts und begann mit Ernest Walsh, dem hübschen Offizier, zu kokettieren, was den schlanken hellblonden Amerikaner zu jedem Abenteuer bereit machte.

Onkel Johannes, dem das Augenspiel der beiden nicht entging, war nicht sehr erfreut von dieser plötzlichen Verwandlung seiner im Anfang so brav und zurückhaltend gewesenen Nichte. Es war, als breche auf einmal die ganze zurückgehaltene Lebenslust bei ihr durch, und während eines Gesellschaftsabends mit festlichem Essen und anschließen-

Die Triumphfahrt des Prinzen

Fortsetzung von Seite 1

einem riesigen Booken nahm Walter Dell eine ebenso lange wie erfolgreiche Operation vor. Vergessen wir aber nicht die „Freunde St.Vither Narretei" aus Brüssel, die in schöner Kostümierung Bewegung unter die Zuschauer bringen.

Kinderprinz Waldemar thronte mit seinen Pagen auf einem von der Chiro sehr gut gebauten Prunkwagen u. seine Blauen Fünkchen gaben sich mit dem Tanzen sehr viel Mühe.

Prinz Heinz II. grüßte von einer hohen Krone sein närrisches Volk, warf Kußhändchen, Apfelsinen und „Schicken" unter sein närrisches Vo[illegible] während vor ihm die Prinzengar[illegible] mit Funkenmariechen Hilde Cremer u. Tanzoffizier Fritz Holper an der Spitze leichtfüßig und temperamentvoll tanzte und hopste. Der Vorstand hatte sich einen alten Opel aus dem Jahre 1908 entliehen und wart ebenfalls „Schicken" in die Menge.

Es ist schwer bei einer solchen Menge niemanden zu vergessen. Sollte es uns dennoch passiert sein, so bitten wir um Entschuldigung. Der am Schluß des Zuges fahrende Zeitungskiosk mit dem Kladderadaatschmagazin war ebenfalls sehr rege tätig.

3 tolle Tage

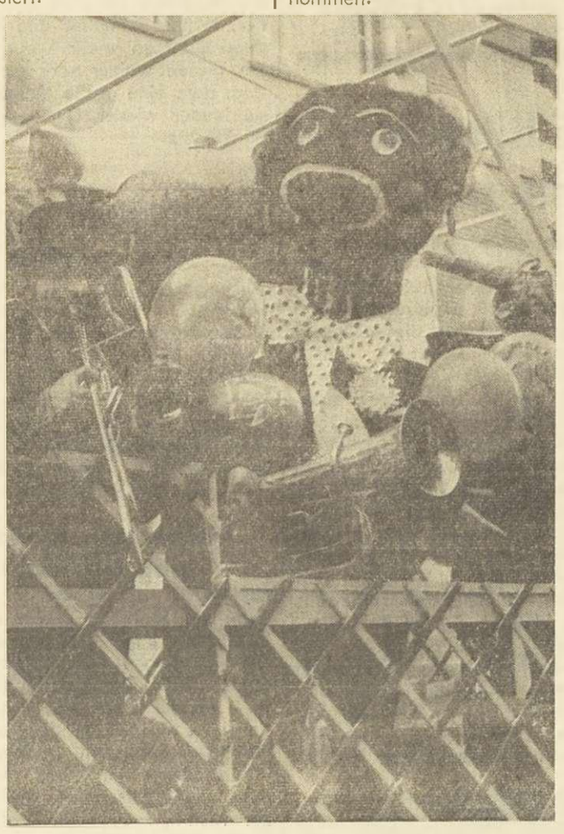
Kaum war der Zug vorbei (daß ein Teil nicht den vorgesehenen Weg durch die Major-Long- und die Mühlenbachstraße genommen hat, blieb bisher unerklärlich. Vielleicht läßt sich dies nach Karneval feststellen), als auch schon ein Sturm auf die Lokale ansetzte. Die tiefgekühlten Füßchen und Beinchen wollten aufgetaut werden. Selten haben wir einen Prinzen gesehen, der sein Amt so verantwortungsvoll, ausdauernd und liebenswürdig versehen hat, wie Heinz II. Kein Wunder, daß er überall da wo er auftauchte mit jubelnder Begeisterung, stimmgewaltigen Raketen und überschäumender Stimmung begrüßt wurde. Drei Tage lang schwang er sein närrisches Zepter so über die St.Vither Narren, als hätte er sein ganzes Leben lang nichts anderes getan.

Kinderprinz Waldemar (Gillessen) fuhr am Rosenmontag mit seinem Gefolge zum Saale Even-Knodt, wo die Chiro den Kindern und ihren Eltern eine zweistündige und sehr gelungene Kappensitzung bot. Für Nachwuchs ist also gesorgt.

Der Montag ist den schönen Kostümen und Masken vorbehalten. Was vorher ängstlich gehütet wurde, kam jetzt ans Tageslicht. Auf dem Saal und in allen Lokalen war viel Betrieb. Die Masken zogen rund und ließen sich bewundern. Beste Stimmung herrschte überall. Erstaunlich [illegible]st, daß oft die Fremden den Ton an [illegible]aben: sie hatten sich sehr schnell [illegible]klimatisiert.

Am Mittwoch morgen erinnerten nur noch die auf den Straßen liegenden Schlangen und Konfettis an die drei tollen Tage. Das Leben hatte wieder seinen normalen Verlauf genommen.

Die große Operation der Exprinzen



Der Kaiserwalzer

Schluck und Jau

Lustspiel v. G.Hauptmann

Gerhart Hauptmann wäre im vergangenen Jahre hundert alt geworden. Die Literatur-Geschichte nennt ihn aber noch heute den bedeutendsten deutschen Dramatiker der Gegenwart, den Vollender und den Ueberwinder des Naturalismus. Bis 1912 hatte ihn ein heftiger Streit umtobt, er aber hatte sich nicht darum gekümmert: er schuf Werk um Werk und übertönte so die Stimmen seiner Gegner. In seinem fünfzigsten Jahr erhielt er schließlich mit dem Nobelpreis die Anerkennung der Welt als einer der großen und repräsentativen Dichter seiner Zeit.

Wir nannten Hauptmann oben Ueberwinder des Naturalismus. So zeigt er sich uns auch in seinem Lustspiel — besser benannt noch Scherzspiel: „Schluck und Jau", das man allgemein in die „romantische Schaffensperiode des Dichters hineinschiebt und dessen tragikomische Helden, die Trippelbrüder Schluck u. Jau, eigentlich Ableger von Shakespeares betrunkenem Kesselflicker Christoph Schlau aus „der Widerspenstigen Zähmung" sind.

Hauptperson des Stückes ist der derbe Jau, ein Stück Volk von der noch völlig unberührten Seite des Elementaren. In der Gestalt des Schluck hat der Dichter ihm einen zarten, rührend kauzigen Tippelgenossen gegeben, der mit sorglich-betulicher Liebe an dem trinkfrohen Walzenbruder hängt. Im Rausch werden die beiden am Gittertor [illegible] Schlosses von Jon Rand, einem [illegible]ßen Herrn und Jagdnarren, [illegible]den. Der romantische Fürst Jon Ra[illegible] läßt sie ins Schloß und dort zu B[illegible] bringen: er möchte mit den beiden eine Komödie aufführen, um [illegible] holden Geliebten Sidselill endlich [illegible] mal amüsante Abwechslung zu [illegible] schaffen.

Als Jau aus seinem tiefen Ra[illegible] erwacht, liegt er auf seidenbezo[illegible]ner Bettstatt und wird als Fürst [illegible]handelt: die Traumwelt wird für [illegible] zur Wirklichkeit, die Wirklichkeit [illegible] Traum. Er fügt sich also in seine Rolle, reitet aus und hält ein gro[illegible] Jagdgelage, bei dem man ihm [illegible]zählt, er sei von schwerer Krankh[illegible] genesen, während der er sich für [illegible]nen Landstreicher gehalten habe. W[illegible] ihm aber Schluck in toller Verkl[illegible]dung als Königin zugeführt [illegible] faßt ihn der Argwohn, und vor [illegible] „Teufelshexe" ergreift er die Flu[illegible] Als bei einem großen Fest im Schl[illegible]hof der Rausch über alle kommt u[illegible] niemand mehr weiß, wer der rec[illegible] Herr ist, gebietet Jon Rand dem Tr[illegible]ben Einhalt und läßt Jau, der von [illegible]ner Art lächerlichen Größenwahns b[illegible] fallen ist und wild herumkomma[illegible]diert, einen Schlaftrunk reichen. [illegible] wachend findet er sich mit sein[illegible] treuen Schluck wieder vor der Ge[illegible]tenmauer und erntet nur Hohn u[illegible] Gelächter, als er der heimkehrende[illegible] Jagdgesellschaft Befehle erteile[illegible] will. Verwundert schüttelt er de[illegible] Kopf über den seltsamen Lauf de[illegible] Welt, erklärt aber seinem Freund[illegible] Schluck, der von Rand Geld bekom[illegible]men hat, er werde jetzt wieder un[illegible]ter die einfachen Leute gehen un[illegible] mit ihnen „sehr umgänglich sein".

Es versteht sich von selbst, da[illegible] ein solches Stück mit seinen zwei[illegible] Welten sowohl der Regie als auch den Darstellern besonders reizvolle[illegible] und außergewöhnliche Aufgaben [illegible]stellt.

Die Rollen und ihre Darsteller: Jo[illegible] Rand: Vero Marc, Karl, Rands Freund [illegible] u. Berater: Tilo Weber, Sidselill: He[illegible]drun Hensel, Jau: Karl Albert [illegible] Schluck: Paul Vesper (Bätes!!), Hau[illegible]hofmeister: Olaf Rosenqwist u. a.

Die Aufführung findet am Sonntag, dem 3. März, im Saale Even-Knodt, St.Vith, statt.

---

dem Tanz war Ruth unter den jungen Damen die sprühend Ausgelassenste, die nicht nur mit den Jünglingen, sondern auch mit den älteren Herren in der aufregendsten Weise flirtete. Bald hatte sie einen Schwarm von Männern um sich herum. Während aber die Hackitts Verständnis für das lebenslustige Persönchen besaßen und Mr. Hackitt sich schmunzelnd von Ruth mit „Daddy" betiteln ließ, saß Johannes Winkler mit umwölkter Stirn im Rauchsalon und führte mit Mr. Robinson ein sorgenvolles Gespräch.

„Mir wird himmelangst, Robinson!" sagte er und betupfte seine Stirn mit dem Taschentuch. „Was habe ich mir da aufgehalst! Am liebsten würde ich das Mädchen mit dem gleichen Schiff wieder nach Deutschland zurückschicken." Er seufzte, und glich mit seinen an den Schläfen silbern schimmernden Haaren, dem glattrasierten charakteristischen Gesicht und dem festlichen Smoking einem sorgenvollen Diplomaten, der sich einer heiklen Mission gegenübersah. „Ruth ist auf einmal wie umgewandelt. Der Luxus und das müßige Wohlleben an Bord scheinen ihr zu Kopf gestiegen zu sein."

Mr. Robinson teilte die Sorgen seines Gegenübers nicht. „Sehen Sie nicht alles etwa zu schwarz, Mr. Winkler? So wie Sie mir die Familienverhältnisse Ihrer Nichte geschildert haben, finde ich es ganz verständlich, daß ein junges, vom Leben wenig verwöhntes Menschenkind jetzt erst einmal über die Stränge schlägt. Ruth fühlt Reichtum um sich. Alle Sorgen, die sie hatte, sind auf einmal weg, alle Wünsche wurden ihr erfüllt. Ist es da ein Wunder, daß sie wie berauscht ist und sich ihres neuen Lebens freut?"

Das klang gewiß sehr einleuchtend, doch Johannes konnte sich dennoch nicht überzeugen lassen. Er hätte sich Ruth, die einmal seinen Reichtum erben sollte, gediegener gewünscht, weniger temperamentvoll, weniger genußsüchtig und kokett. Wenn Franz Höss ihm nicht so zugeredet hätte, das Experiment mit Ruth zu wagen, weil er ihr als langjähriger Lehrer an ihren guten Charakter, an ihre Tatkraft glaubte, er selbst wäre wohl von seiner Absicht, die Nichte mitzunehmen, zurückgetreten.

„Am sichersten, Ruths Charakterfestigkeit zu prüfen, wäre irgendein Zwischenfall, der sie zwänge, auf eigenen Füßen zu stehen", hatte Höss bei dieser Gelegenheit noch gesagt, „aber so etwas läßt sich nicht auf Kommando herbeirufen."

Natürlich nicht, das war auch Johannes' Meinung gewesen. Trotzdem hatte er diese Bemerkung nicht vergessen können.

*

Ruth änderte ihr Verhalten auch in den folgenden zwei Tagen nicht. Es sah aus, als fühle sie sich jetzt erst so recht in ihrem Element. Sie war von einem Uebermut, der Gäste und Schiffspersonal durcheinanderbrachte, aber richtig zürnen konnte ihr deshalb niemand.

Robinsons Bemühungen, an das junge Mädchen heranzukommen und wieder Ruths Begleiter zu werden wie am Anfang der Reise, scheiterte entweder an Mr. Walsh oder an der eisigen Abwehr von Lowell und Harold Evans, den beiden Söhnen des Corned-beef-Millionärs James Evans aus Chikago. Die Jungen waren bereit, jeden niederzuboxen, der Ruth auf die Nerven falle. Und Mr. Robinson, das hatte sie ihnen gesagt, strapaziere ihre Nerven in der unerträglichsten Weise.

Am Abend des vorletzten Reisetages sollte auf Einladung des Kapitäns für die Passagiere in den Gesellschaftsräumen der ersten und zweiten Klasse ein Abschiedsfest stattfinden, das besonders glanzvoll zu werden versprach.

Schon seit den Mittagsstunden befand sich Ruth in freudig[illegible] Erregung, und in ihrer Kabine herrs[illegible] ein Durcheinander an zarter Wäsche und Kleidern aller Farben, Länge, Weiten und Ausschnitte, daß der Besitzerin dieser Herrlichkeiten die Wahl schwer wurde. Schließlich holte sie sich Onkel Joe zu Hilfe, der ratlos auf die ihn umgebende Unordnung starrte, die ihn aufs heftigste schockierte. Alles, was planlos herumlag, war ihm zuwider, und mit einem bitterböse gemurmelten: „Zieh' meinetwegen alles zusammen an!" flüchtete er und hörte noch, wie Ruth ihm lustig lachend nachrief: „Idee von Schiller, Onkelchen! Alle Stunde wechsle ich das Kleid."

Johannes zog sich grollend in seine Kabine zurück und ließ sich vom Steward eine Flasche Whisky mit Soda bringen.

„Nichts als Kleider und Putz hat sie im Kopf!" schimpfte er laut vor sich hin, während er das Getränk mischte, das er in Deutschland sehr entbehrt hatte. Aber war er selber nicht schuld an dieser Entwicklung? Hatte er Ruth nicht mit allem überschüttet, was sich ein Mädchenherz nur wünschen konnte?

Jawohl, das hatte er, doch damit hatte er etwas Besonderes bezwecken wollen. Ein Test, eine Prüfung für Ruth hatte diese Ueberfülle sein sollen, von der Ruth nichts ahnte. Fröhlich pfeifend rumorte sie nebenan herum und dachte dabei wohl an die Triumphe des heutigen Abends.

Freue dich nicht zu früh, meine Kleine! Dein Onkel Johannes wird ein wachsames Auge über dich haben, und wenn du es ihm zu bunt treibst, kann es sein, daß er einen dicken Strich unter deine Hoffnungen setzt und dich dorthin zurückschickt, woher du gekommen bist.

*

In der Auswahl ihrer Kleider hatte Ruth einen so sicheren Geschmack bewiesen, daß das zartrosa, mit silbernen Blüten bestickte Organzakleid, trotz seiner Eleganz unaufdringlich wirkte und den mädchenhaften Reiz ihrer zierlichen Person auf das glücklichste hervorhob. Jeder, der sie sah, betrachtete sie wohlgefällig. Es war deshalb nicht verwunderlich, daß Ruth, so von der allgemeinen Sympathie, die ihr entgegenschlug, getragen, sich wie die Königin des Festes fühlte.

Bei Tisch trank man ihr von allen Seiten zu, und die vielen Cocktails, der Wein und schließlich der Sekt hatten sie schon während der Tafel in eine Stimmung versetzt, die man ruhig mit einem „seligen Schwips" bezeichnen konnte.

Mr. Walsh, der an ihrer Seite saß, war hingerissen von Ruths Charme. Er machte ihr flüsternd eine Liebeserklärung na chder anderen, und als die Tafel aufgehoben wurde, entführte er seine Tischdame zum Tanz in den an grenzenden festlich geschmückten und erleuchteten Saal. Auf einer Empore saßen die Musiker der Bordkapelle in weißen Jacken mit glodenen Fangschnüren über der linken Achsel.

Vor Ruths Augen flimmerten zahllose Lichter. Erregend waren die Musik, betäubend der genossene Alkohol und die angenehme Wärme des goldglitzernden Saales. Wandbeleuchtungen warfen ihr Licht auf die darunterstehenden Sitzpolster, in denen die älteren Herrschaften, die den Tanzenden zusehen wollten, Platz genommen hatten.

Auch Onkel Joe, die Hackitts und Mr. Robinson saßen hier, und wenn Ruth an ihnen vorübertanzte, nickte Mrs. Hackitt ihr liebevoll zu. Onkel Joe s[illegible] nicht so freundlich drein. Er hatte eine[illegible] griesgrämigen Zug um den Mund, u[illegible] einmal, als Ruth ihm etwas zu [illegible]chantisch zu tanzen begann, drohte [illegible] ihr ärgerlich mit erhobenem Zeigefinger. Sie lachte ihn nur aus.

Ruth war eine gute und grazi[illegible] Tänzerin, und wer einmal mit ihr [illegible]tanzt hatte, holte sie sich immer wieder. Sogar Mr. Hackitt stand auf, als [illegible] langsamer Walzer angestimmt wur[illegible] und machte eine tiefe Verbeugung v[illegible] dem jungen Mädchen, das sich ihm [illegible]chend in den Arm schmiegte.

Diese zärtlich-lockende Bewegung h[illegible]te Onkel Johannes gesehen, und [illegible] trieb ihm das Blut in die Stirn. W[illegible] denn der Teufel in das Mädel gef[illegible]ren? Machte Ruth gar keinen Unt[illegible]schied mehr zwischen jung und alt? W[illegible] würde Mrs. Hackitt dazu sagen?

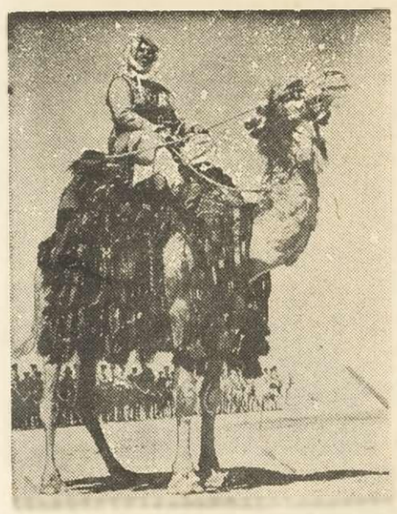
Doch die Gute lächelte nachsich[illegible] Sie sah, daß die Kleine einen Schwi[illegible] hatte, und sie gönnte ihrem Alten [illegible] zärtliche Geste, die sie nicht tragisch [illegible]nommen hatte.

In den Pausen wurden Eisgetränk[illegible] und wieder Cocktails gereicht. Ru[illegible] die in ihrem ganzen Leben noch [illegible]mals so viel Alkohol zu sich genomm[illegible] hatte wie auf dieser Reise, konnte [illegible] Verlockung der raffiniert gemix[illegible] Drinks nicht widerstehen und tr[illegible] mehr, als ihr gut war.

Die fröhlichen Stunden flogen nur [illegible] dahin. Ernest Walsh, der in seiner [illegible]trauniform wie ein strahlender [illegible]fried aussah, durfte sich schmeich[illegible] in ganz besonderer Gunst bei der be[illegible]gehrtesten Tänzerin des Abends [illegible]stehen. Als er darum gegen Mitter[illegible] in Ruths zierliches Ohr flüsterte, d[illegible] er jetzt verschwinden müsse, [illegible] se[illegible]nen Kameraden auf der Brücke [illegible]lösen, sah er mit Genugtuung, wie [illegible]täuscht das junge Mädchen zu ih[illegible] a[illegible]schaute.

Bei den Kurden ist der Gast ein König

Ehebrecher werden gesteinigt – Blutrache ist Ehrensache – Von den Töchtern spricht niemand



Glühende Freiheitsliebe, Stolz und Selbstbewußtsein gehören zu den ausgeprägtesten Eigenschaften der Kurden.

Vor dem Kurdendorf hat sich eine Delegation von Männern versammelt. Vier von ihnen halten einen Ochsen, der unruhig ist, denn das ganze kommt ihm nicht ganz geheuer vor. Die Männer warten geduldig, dann kommt endlich der angekündigte Gast, zu dessen Empfang sich die Delegation versammelt hat. Einer der Männer tötet den Ochsen mit einem blitzschnellen Stich in den Hals. Während das Blut aus der Wunde sprudelt, schleifen die vier das leblose Tier quer über die staubige Straße, eine rote Spur hinter sich lassend.

Der Gast schreitet über die Blutspur. Sie besitzt einen symbolischen Wert: Der Fremde hat die Grenze zwischen der übrigen Welt und dem Dorf überquert. Selbst wenn er Feinde hätte, die ihn verfolgten, er könnte damit rechnen, daß alle männlichen Dorfbewohner ihn unter Einsatz ihres Lebens verteidigen würden, denn die Gastfreundschaft der Kurden kennt in dieser Beziehung keine Grenzen.

Wenn der Gastgeber dem Fremden sagt: „Du bist einer von uns, mein Haus ist dein Haus, alles, was wir für dein Wohlergehen tun können, das werden wir tun", dann meint er das ganz wörtlich.

Freilich, auch der Gast muß sich bestimmten Gesetzen unterwerfen. Es gilt als unhöflich, schon kurz nach der Ankunft von der Weiterreise zu sprechen. „Du bist mein Gast, sprich erst von deiner Weiterfahrt, wenn sie unaufschiebbar ist", wird der Gastgeber jedes Gespräch über dieses Thema abbrechen.

Ebenso unhöflich wäre es, nach der Zahl der Töchter zu fragen, denn die zählen bei einem echten Kurden nicht, dagegen wird er stolz die Frage nach seinen Söhnen beantworten, um so stolzer, je mehr er hat.

Einen Teppich im Heim des Gastgebers zu sehr zu bewundern, bringt den Gast nicht selten in eine peinliche Situation, denn er wird dann immer hören: „Gefällt er dir? Erweise mir die Ehre, ihn dir zum Geschenk zu machen", und das ist keine leere Redensart. Das Angebot abzulehnen, käme einer Beleidigung gleich.

Den Kurden gilt der Koran als Gesetz. Für Heiratskontrakte oder Scheidungen, Testamente und eine Reihe anderer Rechtsfragen sind die Mullahs (Religionslehrer) zuständig. Geht es aber um Dinge wie Mord, Totschlag, Raub und ähnliche schwerwiegende Delikte, dann fällt der Stammeshäuptling die Entscheidungen.

Fehden zwischen Familien, die mit Blutrache enden, nehmen eine gewisse Sonderstellung ein. Ein Mann, der den Tod eines Bruders oder anderen Verwandten rächt, der von einem Angehörigen einer verfeindeten Familie getötet wurde, geht straffrei aus. Ihm wird lediglich eine Buße auferlegt, deren Sinn es ist, den finanziellen Verlust der betroffenen Familie gutzumachen. Dabei geht es nicht selten um rec[illegible]ächtliche Summen, die in Schafen, [illegible] oder anderen Tieren bezahlt werden.

Obgleich die Blutrache als ehrenhaft gilt, betätigen sich die meisten Stammeshäuptlinge nicht nur als Richter, sondern auch als Schlichter, denn wenn sie auch andere Ansichten über das haben, was wir als Mord bezeichnen würden, sehen sie in jedem derartigen Fall einen Verlust für die Stärke ihres Stammes.

Ehebruch gilt, wenn eine verheiratete Frau darin verwickelt ist, als sehr ernstes Verbrechen. Die Beschuldigte wird sofort vom zuständigen Mullah geschieden. Der Mann, der mit ihr unerlaubte Beziehungen hatte, kommt vor den Stammeshäuptling als Richter. Gehört er einem der orthodoxen persischen Kurdenstämme an, dann muß er auch heute noch damit rechnen, zu Tode gesteinigt zu werden.

Sowohl die Mullahs wie die weltlichen Richter unter den Kurden haben es bei der Wahrheitsfindung nicht schwer. Kläger und Angeklagte müssen auf den Koran schwören. Der Glaube an die Macht Allahs ist so tief verwurzelt, daß niemand auf den Gedanken käme, einen Meineid zu leisten.

Kurz und amüsant

Feueralarm ...

ertönte in Lüttich, als die Feuerwehr einen feuchtfröhlichen Kameradschaftsabend veranstalten wollte. Die Junggesellen der Wehr wollten lediglich ihre verheirateten Kameraden davor bewahren, daheim faule Ausreden erfinden zu müssen.

Krachend ...

schlug ein erboster Ehemann in Lington (England) nach einem Ehestreit die Tür seines Neubaus hinter sich zu. Das Haus stürzte zusammen — auf seinen Trümmern kam es zur Versöhnung des leichtverletzten Paares.

Wegen Rückfalldiebstahls ...

stand Ait Said Salah in Pau (Frankreich) vor Gericht. Bei der Überprüfung seiner Personalpapiere stellte sich heraus, daß er als Wohnsitz die Adresse des Stadtgefängnisses angegeben hatte.

Froh hüpft der Floh auf Alpengletschern

Im ewigen Eis lebt es sich gesund – beweist das größte Tier der Erde: der Wal

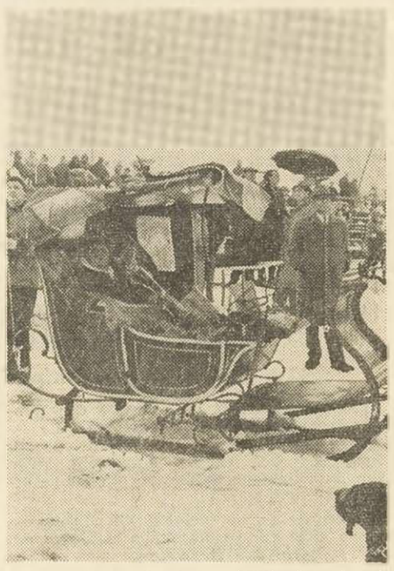
Daß es sich in der ständigen Umgebung von Eis und Schnee durchaus leben läßt, beweisen die grönländischen und kanadischen Eskimos. Auch die Tierwelt ist hier in erstaunlicher Vielfalt vertreten. Die Eisbären beispielsweise leben in Schneehöhlen, die in der Nähe des Meeres liegen, das immer einige Grad wärmer ist als die Luft. Da sie gute Schwimmer sind, können sie sich ständig von Robben und Fischen ernähren. Die Seehunde bauen ihre Schneebehausungen so, daß der Ausgang unter das Wasser führt. So können sie zum Fischfang direkt in das Wasser tauchen, ohne erst über die Schneeflächen rutschen zu müssen, wo schon der Eisbär auf Beute lauert.

Die Braunbären in Sibirien halten einen monatelangen Winterschlaf in einer Schneehöhle, die mehrere Meter unter der Erdoberfläche liegt. Moschusochsen, Rentiere, Polarhunde, Schneefüchse, Schneehühner, Schneehasen und Lemminge fühlen sich in ihrer eiskalten Heimat sehr wohl. Riesensturmvögel, Raubmöwen, Kormorane, Seeadler, Eismöwen, Ammern und Strandläufer bevölkern die Lüfte über den eisumkränzten Küsten der Polarmeere.

Die Pinguine, die nur in der Antarktis vorkommen, trotzen dem schärfsten Schneesturm dadurch, daß sie sich eng aneinanderdrücken, um sich so gegenseitig zu schützen. Das gegenwärtig größte Tier der Erde, der Wal — der bei einer Länge bis zu 30 Meter auch einen entsprechenden Nahrungsverbrauch hat —, lebt vornehmlich in der Arktis und Antarktis. Die weitverbreitete Meinung von dem dort herrschenden Nahrungsmangel dürfte also hinreichend widerlegt sein. Ein Grönlandwal vertilgt mit jedem Schluck etwa eine Million Kleinlebewesen, wie Ruderschnecken, kleine Muscheln und Seeskorpione. Den kleinsten Lebewesen dienen die sehr ölhaltigen Meerespflanzen — der Seetang — als Nahrung. Nur auf diesem Umweg kommt der Wal zu seiner dicken Speckschicht, die ihm als Kälteschutz dient. Auch Kabeljau, Schellfisch, Dorsch, Seelachs und Seeaal bekommen die niedrigen Wassertemperaturen ausgezeichnet.

In der Wolga wurden 64 und in dem sibirischen Fluß Ob 45 Fischarten festgestellt, (zum Vergleich: Rhein 49 Arten). Da Fische bekanntlich Kaltblütler sind, passen sie sich der jeweiligen Wassertemperatur an. Ständige Unter-Eis-Bewohner sind die farbenprächtigen Seeanemonen (das sind keine Blumen!), Seeigel, Seesterne, Stachelhäuter und Schwämme.

Am interessantesten sind aber die Untersuchungen, nach denen sogar im Eis noch Leben möglich ist. Auf den Alpengletschern wurde der ca. 2½ Millimeter große Gletscherfloh beobachtet, der sich von eingefrorenen Pflanzenresten nährt. Auf einem Quadratmeter Gletscherfläche wurden ca. 2000 solcher Gletscherflöhe gezählt. Der ständige Aufenthalt in Schnee und Eis ist also durchaus möglich, vorausgesetzt, daß die Gewohnheiten der dortigen Lebewesen den besonderen Gegebenheiten angepaßt sind. Ein Kolibri freilich müßte hier schnell eingehen.



Selbst südamerikanische Millionäre begeistern sich für die Wintersportwettbewerbe im exklusiven Megeve. Vom bequemen Schlitten aus, eingehüllt in Felle, genießen sie in wohliger Wärme das Gefühl, „dabeizusein".

G'schichten aus dem Wienerwald

Mit dem Streifenwagen zum Rendezvous – Auch ohne Führerschein ein Kavalier

Wenn einem die Polizei den Führerschein wegnimmt — wie bewegt man sich von Stund an fort? Ein Wiener Student, der deswegen nun vor Gericht stand, hat diese Frage auf sehr originelle Weise gelöst: Er setzte sich ans Steuer eines „herrenlos" herumstehenden Streifenwagens der Wiener Polizei, desselben Streifenwagens übrigens, der den Studenten vorher durch halb Wien verfolgt hatte.

Für den Jurastudenten Rudolf war es ein feuchtfröhlicher Abend in einem netten Weindorf in der Nähe von Wien. Mit zwei Mädchen ging es dann heimwärts — mit 100 Sachen. Mit Vollgas brauste Rudolf durch Wien, sehr bald von einer Funkstreife verfolgt, die das Rennen ihres Lebens fuhr. Die Funkstreife gewann, und Rudolf mußte „umsteigen". Damit er in das bewußte Röhrchen pusten konnte, brachte man ihn zur Polizeiwache.

Der Grad von Rudolfs Trunkenheit wurde offensichtlich, das Röhrchen reagierte grün. Der junge Mann mußte seinen Führerschein auf den Tisch legen und die Wache dann ohne dieses Dokument verlassen. Damit hatten ihm die Polizisten ein Problem aufgegeben: Wie kam er jetzt zu seinem Wagen, der weit entfernt, immer noch mit den beiden Mädchen auf dem Rücksitz, parkte? Da fiel das Auge des Studenten auf den Streifenwagen, mit dem er bereits als Fahrgast Bekanntschaft gemacht hatte. Als er auch noch den Zündschlüssel im Schloß entdeckte, setzte er sich kurzerhand ans Steuer. Schließlich, so sagte er sich, war es auch die Obrigkeit, die ihn in diese entlegene Gegend verschleppt hatte. Sollte sie ihm auch die Möglichkeit geben, zu seinem eigenen Wagen zurückzukehren.

Er parkte den Streifenwagen hinter seinem eigenen Fahrzeug, mit dem er dann als Kavalier seine Begleiterinnen nach Hause brachte. Als er schließlich bei seiner eigenen Wohnung ankam, stand der nämliche Streifenwagen schon wieder da — um Rudolf, diesmal wieder als Fahrgast, erneut zur Polizeiwache zu bringen. Das Problem des Heimwegs wurde diesmal dadurch gelöst, daß man Rudolf gleich dabehielt. Viel Freude hatte man nicht mit ihm, da er die Gelegenheit wahrnahm, eine Zelle komplett zu demolieren.

Das Gericht fand das alles zwar nicht witzig, aber auch nicht übermäßig tragisch und schaffte die ganze Sache mit 2000 Schilling (155 Mark) Geldstrafe und drei Wochen Arrest aus der Welt — wegen boshafter Sachbeschädigung und wegen unbefugter Inbetriebnahme eines Fahrzeugs. Daß es sich bei diesem Fahrzeug um einen Streifenwagen handelte, wurde Rudolf nicht erschwerend angerechnet. Schließlich hätte er sich auch eines anderen Fahrzeugs bedient, wenn er eines gehabt hätte.

Sankt Helena - einsame Perle im Atlantik

Ort der Verbannung ist heute ein kleines Paradies voller Überraschungen – Wie läßt sich Rindfleisch variieren?

Auf den Falkland-Inseln, so erzählte man mir, heißt das Hammelfleisch gemeinhin „365", weil es alle Tage im Jahr auf dem Tisch erscheint. Hier auf St. Helena, weit unten im südlichen Atlantik, könnte man das Rindfleisch als „52" bezeichnen, da wir es nur einmal in der Woche bekommen. Ein großer Teil der Insel wird mit Flachs für den Export bepflanzt, so daß Weideland und Vieh knapp sind; und Schiffe laufen heutzutage höchst selten die Insel an — Postdampfer vielleicht ein halbes Dutzend mal im Jahr und hier und da ein Frachter —, so daß nur ein Minimum an Gefrierfleisch hereinkommt.

Doch das Murren über Knappheit und Einförmigkeit verstummt sofort kleinlaut, wenn man sich plötzlich daran erinnert, daß viele der Inselbewohner sich gar kein Frischfleisch leisten können, selbst wenn genug davon vorhanden wäre. Was steht ihnen dann zur Wahl?

Hauptnahrungsmittel sind Fisch, Corned Beef, Reis, Cheddar-Käse und Brot. Der Käse heißt auch „Regierungskäse", weil er ebenso wie andere Lebensmittel von der Regierung subventioniert wird, die dadurch die Preise niedrig halten will. Dann gibt es, wenn man ganz großes Glück hat, hier und da ein Hähnchen und ein paar Eier, zuweilen auch Schweinefleisch oder Gemüse, wenn das Wetter es gut meint. Mit Obst steht es jedoch schlecht, denn hier auf unserer Insel mit ihrem angeblich „fast idealen Klima" ist der Winter zwar kurz, aber naß und kalt, und später im Jahr wird die Ernte oft durch Trockenheit vernichtet.

Abwechslung in den Speisezettel zu bringen, ist daher auf unserer Insel keineswegs ein Kinderspiel. Weit zurück liegen die Tage, als Napoleons Personal für die Kinder von Balcombe Bonbons machten und „Märchenschlösser" aus Zuckerwerk bauten. Heute ist das Leben dort ziemlich hart, und als ich, die Frau eines britischen Regierungsbeamten, erstmals dorthin kam und einen ziemlich großen Haushalt führen mußte, verzweifelte ich fast, denn die ewige Frage „Was soll's denn heute geben?" war häufig kaum zu beantworten. Mit der Zeit aber kommt man auf den Dreh und erschließt sich die seltsamsten Wege, um an Lebensmittel heranzukommen. Man lernt auch auf das Wetter achten, denn eine stürmische See kann bedeuten, daß es weder Fischfang noch Fisch gibt.

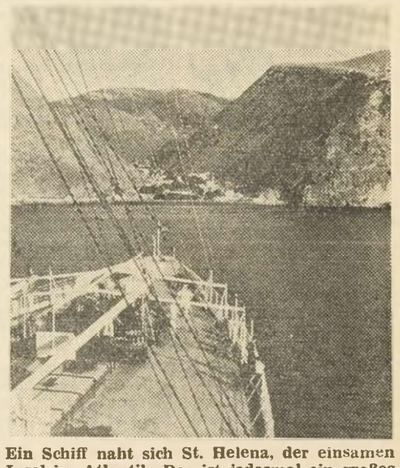
Für einen Großeinkauf muß man nach Jamestown hinunter, obgleich es überall „auf dem Lande" winzige Läden gibt. Zwar ist St. Helena nur eine kleine Insel mit etwa 122 qkm Fläche; aber dennoch wird streng zwischen „Stadt" und „Land" unterschieden, und tatsächlich bestehen auch starke Kontraste. „Stadt" ist ausschließlich Jamestown, ein historischer kleiner Ort, nach Jakob II. benannt, mit einem alten Schloß aus den Tagen der East India Company, das auf die See hinausschaut, und mit einer langen steilen Straße die durch ein tiefes, enges Tal führt. Aber überall fesselt die Landschaft durch ihre Schönheit: Berge, Weiden und Flachsfelder und Wälder, Steilhänge und jähe Schluchten, gewundene Straßen und verstreut liegende Bauerngehöfte, halbtropische Vegetation in den Engtälern. Und die Küste ist um die ganze Insel herum felsig, äußerst steil und gefährlich.

Unten in Jamestown findet man eine Reihe guter Lebensmittelgeschäfte, die an die Dorfläden in England erinnern und sich nach Kräften bemühen, das Gewünschte zu besorgen. Dort trifft man todsicher eine Menge Bekannter, und man muß sich schon im voraus auf einen kleinen Schwatz einstellen. Einige kommen ebenfalls aus Uebersee — vor allem Regierungsbeamte und Siedler —, andere hingegen sind einheimische Inselbewohner. Jeder aber fühlt sich als „Engländer", und Englisch ist auch die einzige Sprache, die hier gesprochen wird. In dieser alten Kolonie sind die Loyalitätsbande fest und intakt. Am Samstag, dem Markttag, herrscht besonders reges Treiben in der Stadt.

Von der Bergstraße aus erblickt man gerade unter sich das gewaltige Meer, diese „salzige, unergründliche und fremde See", die St. Helena von dem etwa 1200 Meilen entfernten Angola auf dem afrikanischen Festland trennt. Die Inselbewohner sind ein Mischvolk und haben einen eigenen Menschenschlag entwickelt. Die meisten sind von zigeunerhaftem Aussehen, die Mädchen oft sehr hübsch, mit dunklen Augen und schwarzem Haar.

Doch wieder zurück zum häuslichen Herd! Wer nicht das Geld besitzt, um die sehr teure Anthrazitkohle zu kaufen, muß auf einem Holzfeuer kochen, denn Kohle gibt es hier nicht. Und was das Badezimmer anbetrifft, so ist sein Glanzstück eine grandiose lokale Erfindung, der sogenannte „chip boiler", der ständig dem Explodieren nahe scheint, aber in erstaunlich kurzer Zeit heißes Wasser produziert. Einige Häuser haben Elektrizität — ein großer Luxus —, aber langsam werden immer mehr Kabel über das Land verlegt.

In seiner Freizeit kann man, sobald der Winter vorbei ist, die schönsten Sonnenbäder nehmen, über die hohen, herrlichen Bergkämme wandern, Golf oder Tennis spielen, im Garten arbeiten oder fischen und schwimmen. Mit der Zeit vergißt man den sehnsüchtigen Gedanken an Supermarkets und beginnt die friedliche Stille zu genießen. Mit der Zeit fühlt man sich nicht mehr wie ein unglücklicher Verbannter à la Napoleon, sondern wird statt dessen seßhaft wie Robinson Crusoe und nicht minder stolz als er es war, wenn man die Gegebenheiten der Insel geschickt zu nutzen versteht.



Ein Schiff naht sich St. Helena, der einsamen Insel im Atlantik. Das ist jedesmal ein großes Ereignis für die Bevölkerung.

Taschendiebe ködern mit Münzen

Mit Speck fängt man Mäuse und mit Geld Brieftaschen. Das sagen sich neuerdings die New Yorker Taschendiebe, wenn sie sich an ihre Arbeit begeben. Bei größeren Menschenansammlungen in der Untergrundbahn oder an Kinokassen lassen sie eine Handvoll Kleingeld fallen. Und wenn sich alle Welt danach bückt, um eine Münze zu ergattern, angeln die Herren Taschendiebe nach größeren Fischen. Bisher haben sie damit gute Erfolge erzielt. Die Münzen allerdings sind verloren. Die Taschendiebe betrachten diesen Verlust als Spesen, ohne die es im Geschäftsleben nun einmal nicht geht.

Wir sollten mehr an unsere Füße denken

Sie müssen atmen können

Im Bundesdurchschnitt beträgt der Pro-Kopf-Verbrauch an Nylon- und Perlonstrümpfen zwischen 11 und 17 Paar jährlich. Die Schätzungen gehen da auseinander. Natürlich ist der Verbrauch sehr unterschiedlich. Es gibt junge Mädchen mit viel frei verfügbarem Geld, die ein Mehrfaches des Bundesdurchschnittes verbrauchen. Andere Menschen wieder kommen wochenlang mit einem Paar aus. Es scheint da auch eine gewisse „natürliche Begabung" mitzuspielen. Denn wie wäre es sonst zu erklären, daß manche Damen nahezu jeden Tag eine Laufmasche haben und andere wieder wochenlang keine. Aber gleichgültig, ob jemand seine Strümpfe nun zweimal oder zwanzigmal anzieht, sie müssen stets jeden Abend gewaschen werden. Da darf es nicht heißen: Ach, morgen gehen sie noch mal, sie sind ja nicht schmutzig. Das mag seine Richtigkeit haben. Das tägliche Waschen gilt aber nicht nur dem sauberen Aussehen der Strümpfe, sondern der Gesundheit. Man muß nämlich an den Fuß denken. Jeder Fuß schwitzt, und dieser Fußschweiß verdunstet durch das luftdurchlässige Perlon- oder Nylongewirk. Aber schon nach einem Tag können Talg und andere Absonderungen die kleinen Zwischenräume zwischen den einzelnen Fasern schließen.

Das gibt nicht nur ein unangenehmes Gefühl, sondern bildet auch einen idealen Nährboden für Fußpilze. In diesem feucht-warmen Klima fühlen sie die Plagegeister wohl und vermehren sich freudig.

Wer beim abendlichen Strümpfewaschen — nicht nur mit Wasser, sondern richtig mit Waschpulver, da sonst die Absonderungen nicht gelöst werden — auch gleich seine Füße wäscht, der wirkt nicht nur diesen Pilzerkrankungen entgegen, sondern erfrischt sich und härtet gleichzeitig seine Füße ab.

Hella

Gewissensfragen

Sind Sie nur dann gefällig, wenn es wenig Mühe und keine Unkosten verursacht?

Gehen Sie dem lieben Mitmenschen sorgsam aus dem Wege, wenn Sie fürchten, er könne Sie um etwas bitten?

Wenn man Sie bei einer Lieblingsbeschäftigung stört, verlieren Sie dann gleich Ihre gute Laune oder bleiben Sie auch dann freundlich?

Fühlen Sie sich, allein mit sich selbst, in guter Gesellschaft oder brauchen Sie stets andere zu Ihrer Unterhaltung?

Befolgen Sie den Rat: „Vergib und vergiß!" — oder vergeben Sie nur, ohne vergessen zu können?

Empfinden Sie Dankbarkeit als etwas Lästiges oder ist Ihnen Dankbarkeit ein Herzensbedürfnis?

Können Sie nicht ertragen, wenn man andere in Ihrer Gegenwart lobt oder freuen Sie sich darüber?

SPORTLICH UND ELEGANT ZUGLEICH

sind die Hüte der „Derby-Linie". Der seitlich hochrollierte, über die Stirn tiefer heruntergezogene Rand des Modells links ist aus schwarzem Haarfilz, der Hutkopf aus gemustertem Tweedstoff. — Die „Taille" des lackroten Hutes rechts umfaßt ein scharfes Atlasband.

Rekord-Preise für hellhäutige Mädchen

Sklavenjäger haben ihre eigene merkwürdige Sprache

Eine Handvoll Datteln symbolisiert in den arabischen Ländern den Brotkorb des Beduinen. Mit Gewalt in den zum Angstschrei geöffneten Mund eines Menschen gepreßt, stellt sie etwas anderes dar — — Sklaverei! Die Kidnapper schwarzen und braunen Fleisches, welche im Inneren Afrikas oder an den Küsten Arabiens Männer, Frauen und Kinder überfallen, um sie in die Sklaverei zu verkaufen, bedienen sich eines Klumpens klebriger Datteln, um das Schreien der Opfer zu verhindern. „Er bekommt Datteln", heißt es im Sprachgebrauch der Menschenjäger, wenn sie in der Nacht einen Mann beschattet und verfolgt haben, um ihn an einsamer Stelle zu überwältigen.

Selbst Orte mit Sklavenmärkten wie Dubai, Buraimi oder Djiddah verzeichnen jährlich das Verschwinden von 20 bis 40 Einwohnern. Man sollte meinen, Sklavenhandel und -raub würde an diesen Stätten Zurückhaltung ausüben, um nicht die Tolerierung durch die Scheichs zu verscherzen. Aber der Gewinn lockt sie sehr. Eine hellhäutige Sklavin im Alter von zwölf bis vierzehn Jahren erzielt in Saudiarabien denselben Preis wie ein aus den USA importierter „Cadillac". Bei jungen Männern stieg der Preis nur von 150 auf 1200 Dollar.

Die Händler bemühen sich darum möglichst Geschäfte mit „Djaria nel Sarir", mit „Sklaven für den Harem". Ein „Sjaria nel Mebach", ein „Sklave fürs Haus", bringt längst nicht soviel ein. In den saudiarabischen Harems gibt es Mädchen aus dem Nigergebiet und aus Obervolta, Sudanesinnen, Malayinnen, Perserinnen, Afghaninnen, Inderinnen, Indonesierinnen und selbst Japanerinnen und Chinesinnen. In Malaya, Pakistan und Indonesien, Ländern also mit islamischer Bevölkerung, weiß man um diesen Handel, der meist unter dem Vorwand einer Pilgerreise vor sich geht und behält deshalb junge Leute und Kinder beiderlei Geschlechtes, welche den „Hadschi" nach Mekka begleiten, im Auge oder lehnt die Ausreise ab. Ein hellhäutiges Mädchen, welches der Pilger mit nach Mekka nimmt, ist ein hoch honorierter, lebender Reisescheck.

Die Zahlen über die Sklaven Saudiarabiens schwanken zwischen 50 000 und einer Million. Sicher ist, daß es nicht an Nachschub fehlt. Allein auf dem Flugplatz von Buraimi werden im Jahresdurchschnitt 1750 Sklaven, die auf dem Landweg aus Innerafrika, von Timbuktu oder aus Abessinien kommen, in Dakotamaschinen verladen und nach Er Riad geflogen. Der Transport geht ganz offiziell vor sich.

Dubai ist noch immer einer der größten Umschlageplätze. In den vielen Armen seines Hafens liegen die Dhaus, welche Sklaven über See transportieren. An der Piratenküste gibt es weitere kleinere Häfen für Sklavenschiffe. Die Besitzer führen, wenn sie unterwegs beim Nahen eines Kriegsschiffes die vorsorglich in Säcke gesteckten und mit Steinen beschwerten Sklaven über Bord gleiten lassen mußten, auf eigene Faust Menschenraub aus, um den Verlust auszugleichen. Das führt dann zu den Vermißtenzahlen in den arabischen Küstenorten.

Gute Tips – kleine Tricks

Kniffe und Winke für die Hausfrau

Blau gewordene Herdplatten werden mit einem in Essig getauchten Tuch mehrmals abgerieben und dann mit einem Herdputzmittel nachbehandelt.

Berußte Töpfe sollte man nicht mit Seife oder einem Waschmittel reinigen, sondern mit feuchtem Zeitungspapier abreiben, das man in Asche getaucht hat. Anschließend werden sie mit Sodawasser abgespült.

Versengte Stellen in der Wäsche werden folgendermaßen behandelt: Man betupft sie mit kaltem Wasser, streut Kochsalz darauf, das man einige Zeit darauf liegen läßt, dann wäscht man die Wäsche noch einmal leicht aus und läßt sie trocknen.

Parfüm darf nicht auf Kleidungsstücke gegeben werden, da empfindliche Stoffe davon Flecke bekommen. Man tupft es hinter das Ohr, in den Ausschnitt oder auf das Taschentuch.

Farbige Pullover, deren Farben in der Wäsche ausgelaufen sind, gibt man in eine dicke Suppe aus Roggenmehl, die man durch ein Sieb gestrichen hat. Die Pullover bleiben einige Stunden darin liegen, dann spült man sie gut in Essigwasser nach.

Schimmelflecke in Kleidern und Wäsche, wie sie sich besonders während der feuchten Wintermonate in feuchten Räumen bilden können, werden mit verdünntem Salmiakgeist behandelt, dem man etwas Salz zugesetzt hat. Die fleckigen Stellen werden damit bestrichen und die Kleider und Wäschestücke an einem luftigen Ort aufgehängt. Die Flecke verschwinden nach einiger Zeit.

Geflochtene Körbe sollte man ab und zu mit warmem Wasser abspülen und abbürsten, dem man eine Handvoll Salz zugesetzt hat. Die Körbe sehen dann immer appetitlich und neu aus.

Eingeschlagene Nägel rosten nicht, wenn man sie vor dem Einschlagen rotglühend erhitzt und dann in Maschinenöl abkühlt.

Aus Orangenschalen läßt sich ein blutreinigender und magenstärkender Extrakt herstellen. Man trocknet Orangenschalen und legt sie etwa vier Wochen lang in Branntwein. Man nimmt davon vor jeder Mahlzeit einen Teelöffel voll.

Aus nicht mehr brauchbaren Tüllgardinen kann man Säckchen nähen, in denen man abgetrocknete Pilze und Dörrobst aufbewahren kann.

Speisen, die aufgewärmt werden sollen, stets im Wasserbad erwärmen. Sie erwärmen sich dann gleichmäßig und schmecken nachher nicht „aufgewärmt".

Helle Eichenmöbel pflegt man mit Terpentinöl. Auch erwärmtes Weißbier ist ein gutes Pflegemittel.

Gefahren auf dem Spielplatz

Kein Wurfpfeil für Zehnjährige!

Zum Schadenersatz verpflichtete der Bundesgerichtshof eine Stadtgemeinde, die — sicher guten Willens — eine Drehwippe zur Belustigung der Kinder aufgestellt hatte. Beim leichtsinnigen Spiel war ein Junge erheblich verletzt worden.

Spielgeräte — so meinten die Richter — müssen nicht nur so beschaffen sein, daß mit ihrer sachgemäßen Benutzung keine erhebliche Gefahr verbunden ist, sondern auch so, daß sie zu einer gefahrvollen, bestimmungswidrigen Benutzung nicht geradezu anreizen.

In derselben Entscheidung kam auch zum Ausdruck, daß leider immer wieder Spielgeräte auf den Markt kommen, die für kleinere Kinder Gefahren in sich bergen und ihnen gar nicht oder nur unter Aufsicht überlassen werden dürften.

Die Mitverantwortung dafür liegt — wie der Bundesgerichtshof jetzt in einem anderen Verfahren entschied — auch bei den Inhabern von Spielwarengeschäften und deren Personal. Die Ermahnung, vorsichtig mit einem gefährlichen Spielzeug umzugehen — so belehrten die Richter eine Verkäuferin, die einem zehnjährigen Kind einen Wurfpfeil mit Metallspitze verkauft hatte — genüge nicht. Sie habe fahrlässig gehandelt.

Dem Geschäftsinhaber bedeuteten die Richter in diesem Fall, daß auch er seine Sorgfaltspflicht verletzt habe, weil er seiner Verkäuferin nicht die zum Schutz von Kindern gebotenen Anweisungen für den Verkauf gefährlicher Spielzeuge gegeben habe.

Beide — Inhaber und Verkäuferin — wurden zur Schadenersatzleistung verurteilt, weil der Zehnjährige, dessen Eltern von dem Kauf nichts wußten, einen Spielkameraden mit dem Pfeil verletzt hatte. — (BGH, Aktenzeichen: III ZR 37/71 und VI ZR 26/62).

Die Müdigkeit als Feind der Schönheit

Entspannung glättet manche Falte

Jeder Fachmann der Kosmetik kennt jene gewissen Müdigkeitsfältchen und Falten, die sich — fast möchte man sagen als Zivilisationserscheinung unserer Zeit — insbesondere bei berufstätigen Frauen einstellen. Sie sind typisch und befallen besonders Frauen, die intensive geistige Arbeit zu leisten haben. Und zwar können sich diese Falten und Fältchen sogar in noch jungen Jahren einstellen.

Natürlich bietet regelmäßige und konsequente kosmetische Behandlung mit Packungen, Vibrationen, Massagen einen gewissen Schutz dagegen. Unerläßlich aber ist gerade für die berufstätige Frau oder für jene, die Sorgen hat, daß außer der täglichen Teintpflege vor allem auch der guten nächtlichen Ernährung der Haut durch tüchtiges Einklopfen von Fettcreme ein Augenmerk gewidmet wird und daß auch die Entspannung als kosmetisches Hilfsmittel gegen den Schönheitsfeind Müdigkeit angewendet wird.

Richtige Entspannung glättet manche Falte. Und für ein Entspannungsviertelstündchen findet sich immer noch Zeit. Der Entspannungsmöglichkeiten gibt es viele — erste Voraussetzung freilich dazu ist, daß man mit „vollkommen leerem Hirn und Herzen" ans Entspannen geht Das ist gar nicht so schwer, wenn man sich mit ein bißchen Selbstdisziplin daran gewöhnt hat, den Gedanken zu verbieten, im Kreis zu gehen. Dann erst beginnt man mit der körperlichen Entspannung Da gibt es, wie gesagt, vielerlei Möglichkeiten. Zum Beispiel ein Viertelstundenspaziergang im Nebel, daß man so richtig betaut wird. Man möchte gar nicht glauben, wie das dem arbeitsmüden Teint wohltut und wie es auch innerlich erfrischt.

Dann aber das Entspannungsliegen. Man soll es, gerade wenn man eine sitzende Arbeit hat, möglichst oft üben, und zwar auf einem harten und ganz flachen Lager ohne Kissen. Wenn man so, die Arme und Hände locker fallenlassend, auf dem Rücken liegend still im wenig abgedunkelten Zimmer verharrt, dann beginnt die Entspannung auf wahrhaft fühlbare Art. Es ist so, als gäben sich Muskeln und Hautgewebe mit einem Seufzer der Erleichterung ihrem natürlichen Spiel oder ihrer natürlichen Ruhe hin. Und diese Ruheviertelstunde hilft wirklich, die Müdigkeit als Feindin unseres Jungbleibens zu überwinden.

Zum Dritten aber ist Gymnastik, locker und leicht betrieben, das Schutzmittel, das wir dem Schönheitsfeind Müdigkeit entgegenstellen können. Da aber ist nur eine reine Lockerungsgymnastik zu empfehlen, keine, die anstrengt! Solcherart werden wir mit der Müdigkeit fertig!

Suppe - die Ouvertüre zum Mahle

An kalten Tagen ein besonderer Genuß

Die Suppe ist gleichsam die Ouvertüre zum Essen. Zur Vervollständigung einer Mahlzeit wird sie hauptsächlich an kalten Tagen gerne gereicht. Richten Sie jede Suppe mit reichlich kleingehackter Petersilie an.

Jägersuppe Diana

Zutaten: 2—3 Stangen Lauch, 2—3 Zwiebeln, 1 kleinere Sellerieknolle, Petersilie, 1 Lorbeerblatt, 1—2 Nelken, Salz, eine Prise Zukker, 1/9 Knoblauchzehe, Fett, 2 Eigelb, 3 Teelöffel Kartoffelmehl, geröstete Brotwürfelchen, Reste von einem Wildbraten.

Zwiebel fein hacken, in Fett dämpfen, bis sie glasig sind, etwas ablöschen und das in kleinere Stücke geschnittene Gemüse sowie die gehackte Petersilie zugeben. Soviel Wasser zugießen, wie man Suppe benötigt. Alles zusammen kochen lassen, bis das Gemüse weich ist. Mit sämtlichen Gewürzen abschmekken. Kartoffelmehl mit wenig Wasser und Eigelb verrühren und die Suppe damit binden. Zuletzt das restliche kleingeschnittene Fleisch daruntermischen und die Suppe mit den Brotwürfelchen anrichten.

Mariandl-Suppe

Zutaten: 250 g in Würfel geschnittenes, gekochtes Suppenfleisch, Fett, 2 große Zwiebeln, 4—5 rohe Kartoffeln, Fleischbrühe, Salz, Pfeffer, Paprika, etwas Essig, Petersilie.

Die Fleischstückchen in reichlich Fett mit den kleingeschnittenen Zwiebeln bräunen. Gewürze darüberstreuen, Fleischbrühe dazugießen und die in Würfel geschnittenen Kartoffeln darin garen. Suppe mit reichlich kleingehackter Petersilie anrichten.

Dänische Erbsensuppe

Zutaten: 500 g gelbe geschälte Erbsen, 375—500 g Schweinefleisch, Suppengrün, 4—5 große Kartoffeln.

Erbsen über Nacht einweichen und dann weich kochen. Schweinefleisch waschen, einsalzen und mit dem Suppengrün ebenfalls weich kochen. Erbsen sodann durch ein Sieb passieren, mit der durchgesiebten Fleischbrühe verdünnen, kleingeschnittenes Fleisch und kleine gekochte Kartoffelwürfelchen zugeben, gut verrühren und pikant abschmekken. Suppe mit kleingehackter Petersilie anrichten.

Lettische Gemüsesuppe

Zutaten: 1 kleiner Wirsingkopf, 375—500 g Rinderbrust, 250 g gelbe Rüben, 1 Zwiebel, 150 g Speck, 1/4 Liter saure Milch, Salz, Pfeffer.

Wirsing in feine Streifen, gelbe Rüben in kleinere Stücke schneiden und zusammen mit dem Fleisch weich kochen Zwiebel fein hakken, mit dem in Würfel geschnittenen Speck dämpfen, zur Suppe geben und diese nochmals gut durchkochen. Zuletzt die Suppe mit der sauren Milch und den Gewürzen abschmecken. Die Suppe schmeckt besonders gut, wenn man ihr etwas Saft einer roten Rübe untermischt.

Trickreiche Eva wurde glücklich

Ein Herr aus München verliebte sich in seine Untermieterin. Seinen Freunden erklärte er, seine Angebetete sei eine gute Partie. Tatsächlich brachte der Geldbriefträger regelmäßig am Monatsersten 800 DM ins Haus. Daß sie diese 800 Mark, die ihre gesamte ersparte Barschaft darstellten, immer selbst wieder bei der Post einzahlte, gestand Eva ihrem Bräutigam erst auf dem Standesamt. Trotzdem sind die beiden inzwischen ein überaus glückliches Ehepaar geworden.

Der „Große Winter" endete erst im Juni

Scharfe Fröste herrschten in Europa / Jahrmarkt auf der zugefrorenen Themse

Kälteeinbrüche in Europa mit Temperaturen, die wir im allgemeinen nicht gewöhnt sind, erwecken bei vielen Menschen den Glauben, daß so etwas noch nicht leicht dagewesen ist.

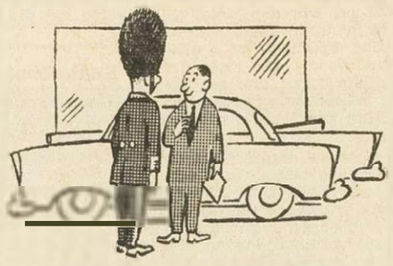
Ein normaler Winter bringt uns nicht leicht 20 Grad Kälte und darunter, aber in der Geschichte Europas gab es auch schon schreckliche Winter.

Es hat schon Kälteperioden gegeben, die nicht nur furchtbare Not und Elend heraufbeschworen, sondern auch in den Gang der Weltgeschichte eingegriffen haben.

Eine der schlimmsten Kälteperioden, von denen Europa heimgesucht wurde, war der Winter des Jahres 763/64. Schon im Oktober froren plötzlich alle Flüsse und Seen zu. Selbst das Schwarze Meer und die Dardanellen machten keine Ausnahme.

Der „Große Winter" schlechthin wurde der der Jahres 1607/8. Er gehörte nicht nur zu den schlimmsten, sondern auch zu den längsten, die jemals vorgekommen sind. Er begann im Dezember und endete erst Anfang Juni. Seinen Höhepunkt erreichte er im Januar. Sämtliche Seen, Flüsse, ja sogar Meere waren zugefroren. Sogar im Süden, über Spanien und Italien, lag eine dicke Schneedecke. Über den Bodensee und die Ostsee konnte man im Wagen fahren. Noch am 15. Mai belustigte sich die Jugend beim Schlittschuhlaufen. Wie die Geschichte berichtet, fror in diesem kalten Winter sogar der Bart des damaligen Königs Heinrich IV. an sein Bettkissen fest.

Einen schlimmen Winter gab es auch im Jahre 1657/58. Hier griff die Kälte sogar in die Weltpolitik ein. Da der Oeresund zugefroren war, konnte das schwedische Heer, das mit den Dänen im Kriege stand, mit allen schweren Geschützen vorrücken und den Feind schlagen.



„Ich möchte einen mit Schiebedach!"

1739/40 gilt als der längste Winter, den Mitteleuropa je erlebte. Er dauerte nicht weniger als acht Monate. In England erzählt man sich heute noch, wie damals auf der zugefrorenen Themse die Londoner einen großen Jahrmarkt abhielten, und wie die Ochsenbrater auf dem meterdicken Eis ihre leckeren Schnitten feilhielten.

Daß die katastrophale Länge dieses Winters furchtbare Not im Gefolge hatte, läßt sich denken. Noch im April waren die Brunnen zugefroren, Menschen verhungerten und erfroren in ihren Betten, weil sie oft durch den Frost ohne jede Verbindung zueinander waren.

Als im kalten Winter 1794/95 auch alle Wasserstraßen zufroren, wurde Holland ohne die Möglichkeit eines Widerstandes von den französischen Armeen besetzt. Die am 25. Januar bei Texel festgefrorene Flotte konnte von der feindlichen Kavallerie leicht überrumpelt werden.

Daß eine Eisschicht ungeheure Lasten tragen kann, wissen wir aus Rußland. Lange Zeit ging über den Baikalsee eine Eisenbahnlinie, wenn das Eis einen Meter Dicke hatte. Es gab sogar auf der Wolga eine Bahn, die mit Pferden statt mit Lokomotiven bewegt wurde. Man ließ den Schienenunterbau einfach auf dem Eis einfrieren.

Falschgeldpresse am Lagerfeuer

Campingzelt als Falschmünzerwerstatt / Zahntechnikerin Opfer ihres Berufes

Viele Passanten hatten sie gesehen, das junge Mädchen und den älteren Mann, die im Laufe des Sommers und bis in den Herbst hinein immer wieder an verschiedenen Stellen in den größeren Kopenhagener Parks und Grünanlagen ihr Zelt aufgeschlagen hatten. Mancher hatte sich wohl seine eigenen Gedanken über diese seltsame Wohnstatt gemacht, aber daß dieses Zelt lediglich die raffinierte Tarnung für die Herstellung von Falschgeld darstellte — auf diesen Gedanken wäre keiner gekommen.

Immer mehr häuften sich bei der Kopenhagener Polizei die Anzeigen von Automatenbesitzern, die in ihren Apparaten falsches Geld gefunden hatten. Es handelte sich um „Münzen" in der Größe und im Gewicht von Ein-, Zwei- und Fünf-Kronen-Stücken. Die Polizei konnte ein Gebiet als Wirkungskreis der Falschmünzer eingrenzen und dort besondere Fahndungsbeamte einsetzen.

Einer dieser Beamten beobachtete kürzlich eine junge Dame, die sich an einem Automaten zu schaffen machte und Münzen in den „Fünf-Kronen-Schlitz" einwarf. Die sofort vorgenommene Ueberprüfung ergab, daß die beiden zuletzt eingeworfenen Stücke falsch waren. Die „Kundin" wurde festgenommen. In ihrem Besitz befanden sich noch 48 gefälschte Fünf-Kronen-Stücke.

Die 19jährige Assistentin einer Zahnklinik legte ein Geständnis ab. Sie sei gewissermaßen das Opfer ihres Berufs geworden, sagte sie. Bei der Herstellung von Gipsabdrücken für Gebisse sei sie auf den Gedanken gekommen, daß man mit Hilfe des Gipses nicht nur falsche Zähne, sondern auch falsches Geld herstellen könne. Und so hätte sie im Laufe der Zeit Falsifikate im Gesamtwert von etwa 4000 Kronen (rund 2400 Mark) hergestellt.

Die Kopenhagener Polizei nahm dieses Geständnis zu Protokoll, gab sich aber nicht damit zufrieden. Sie forschte weiter und fand den Verlobten der Klinikassistentin. Als die Beamten ihn, einen 40jährigen Maler, zur Vernehmung holten, legte auch er ein Geständnis ab. Nicht seine Braut, sondern er habe die „Münzen" fabriziert, beteuerte er. Seine Braut habe nur alle Schuld auf sich genommen, da sie als Minderjährige nicht so hart bestraft werden könne wie er, der eigentliche Täter und Initiator.

Da nun die Braut von dem Geständnis ihres Verlobten gar nichts wissen wollte und unter Tränen beteuerte, er habe die Unwahrheit gesagt, weil er sie liebe, und der Maler hartnäckig bei seiner Darstellung blieb, war für die Polizei zunächst guter Rat teuer. Beide wurden vom Richter in Haft genommen und vielleicht war es diese erzwungene Trennung, die die Wahrheit ans Licht brachte.

Sie hatten beide gemeinsam „gearbeitet" und waren als harmlose Campingfreunde mit einer kompletten Zeltausrüstung von Lagerfeuer zu Lagerfeuer gezogen. Nachts, wenn draußen alles ruhig war, wurde das zur Tarnung benutzte Zelt in eine Werkstatt verwandelt. Mit Spiritusbrennern, aus Konservendosen selbst hergestellt, wurde das Metall geschmolzen und in die vorbereiteten Gipsformen gegossen. Um nicht aufzufallen oder Mißtrauen zu erregen, wurde das Zelt immer wieder abgeschlagen und an anderen Stellen aufgebaut.

die Kurzgeschichte

Tag, Liebling!

Heinrich kam aus dem Büro nach Hause. Es war eine Stunde früher als gewöhnlich. Heinrich läßt mitunter Arbeit sein und sehnt sich nach Heimstatt, Weib und Kindern.

Hermine kann die Arbeit nicht liegen lassen. Dazu lassen ihr die Kinder und der Haushalt keine Zeit. Und ist der Haushalt nach arbeitsreichen Stunden endlich zu seinem Recht gekommen, hat sie immer noch keine Muße. Denn welcher Mann glaubt seiner Frau schon, daß das bißchen Haushalt überhaupt Arbeit mache? Welcher Mann akzeptiert seine Frau im Arbeitsgewand, mit aufgelösten Haaren und abgeschafften Händen?

Hermine wußte es. Sie wollte just ins Bad eilen, um sich zurechtzumachen, als Heinrich ins Haus trat.

Heinrich sagte: „Tag, Liebling! Da bin ich!" — Dann zog er die Stirn kraus.

Hermine war dem Weinen nahe.

Heinrich sagte: „Wie siehst du denn aus? Meine Frau in einem solchen Fähnchen von Kleid?"

„Ach, Heinrich ..."

„Mit aufgelösten Haaren?"

„Ich wollte gerade ..."

„Und was für Hände du hast!"

„So höre, lieber Mann ..."

„Papperlapapp! Ist das ein Empfang für einen Mann, der sich von der Arbeit losreißt und eigens früher nach Hause kommt, um den Abend mit seiner Frau zu genießen?"

Als Heinrich anderntags heimkam, trat sie ihm hübsch und strahlend entgegen wie der Sonnenschein, angetan mit ihrem schönsten Kleid und mit einem make up so lieblich und betörend, daß es eine Freude war, sie anzusehen.

„Tag, Liebling!" sagte Heinrich. „Da bin ich!" — Dann zog er die Stirn kraus.

Hermine wartete gespannte.

Heinrich aber schüttelte den Kopf. Er sagte: „Wie siehst du denn aus?"

„Ich dachte ..."

„Papperlapapp!" sagte Heinrich. „Wenn du gedacht hast, mich heute abend noch ins Kino oder sonstwohin entführen zu können, dann muß ich dich enttäuschen. Überhaupt: Ist das ein Empfang für einen Mann, der müde und abgespannt von der Arbeit heimkommt und sich danach sehnt, in seinen vier Wänden Ruhe und Entspannung zu finden?"

Hongkongs Schandfleck soll verschwinden

Maos Proteste helfen wenig / Rotchinas Agentenparadies wird abgerissen

Die Aufgabe war sehr einfach: Platz zu schaffen für moderne Wohnblöcke, dort wo bisher nur Elendshütten standen, die nur viel Platz wegnahmen, ohne einer entsprechenden Zahl von Menschen eine Unterkunft zu bieten. Seit Jahren waren sich die Planer darüber einig, daß acht- bis zwölfstöckige Mietblöcke die primitiven Behausungen ablösen müßten.

Sie waren sich alle einig: die Polizeibehörden, denen es um die Aufrechterhaltung der Ordnung ging, die Städtebauer, denen die Slums ein Dorn im Auge waren, die Verwaltungsbeamten, die nicht mehr wußten, wo sie die vielen Flüchtlinge unterbringen sollten. Nur die Juristen hatten Bedenken. Und das nicht ohne Grund, denn es ging um die Altstadt von Hongkong, und da gab es einen Vertrag aus dem Jahre 1860. In ihm trat das Kaiserreich China, wenn auch nicht so ganz freiwillig, den südlichsten Teil der Halbinsel Kowloon an die britische Krone ab. Kowloon wurde damit das „Hinterland" für die Kronkolonie Hongkong und ist es heute noch.

Auch das Wohnungselend auf den Fischerbooten soll — nach den Plänen des Gouverneurs — bei Hongkong verschwinden.

Kowloon war damals eine von Mauern umgebene, rein chinesische Stadt. Die Mauern sind inzwischen verschwunden, die Bevölkerung ist chinesisch geblieben. Während der letzten Jahre wurde Kowloon nicht nur eine Zuflucht für Flüchtlinge aus dem Reiche Maos, sondern auch von dessen Agenten unterwandert.

Zwar sollte nach dem Vertrag mit den Briten ein Chinese als oberster Verwalter und Gerichtsherr für Ordnung sorgen, aber aus keinem der Vertragsparagraphen ging genau hervor, welche Vollmachten der besitzen würde. Das so entstandene Vakuum füllten Geheimbünde aus, deren Anhänger vom Handel mit Rauschgiften, an Spielhöllen und Bordellen profitierten.

Kowloon wurde immer mehr der Teil der Kronkolonie, den kein Weißer betrat. Es hatte seine eigenen Gesetze, die selbst von der britischen Polizei geduldet wurden. Ein Mord in Kowloon hatte keine Chance aufgeklärt zu werden, es sei, daß irgendeine gelbe Gangstergruppe ein besonderes Interesse daran hatte, und das kam nur sehr selten vor.

Erst vor reichlich zwei Jahren setzte sich der Polizeikommissar von Hongkong über die Bedenken der Juristen hinweg. Anlaß dazu war eine Welle von Verbrechen gewesen, die Kowloon überschwemmt hatte. Da, wie sich herausstellte, an den Morden und Raubüberfällen sowohl reine Verbrecher wie Rotchinesen und Nationalchinesen beteiligt waren, blieben die erwarteten Proteste Pekings aus. Den hohen Herren in Peking war es nur angenehm, daß sich unter den Festgenommenen und Verurteilten auch einige Agenten Tschiang Kai-scheks befanden, mehr jedenfalls, als ihre eigenen. Sie verzichteten auf Proteste, erkannten damit aber auch die britische Gerichtsbarkeit und Verwaltungshoheit über Kowloon an, was sie inzwischen wieder bereuen.

Denn die britischen Behörden haben vor einigen Wochen beschlossen, den „Sumpf Kowloon" trockenzulegen. Zweitausend der Slumbewohner erhielten Räumungsbefehle. Ihre Hütten sollen niedergewalzt werden und Platz für zwar einfache aber hygienische Hochbauten machen. Den übrigen 58 000 Einwohnern der Chinesenstadt droht das gleiche Schicksal. Die Leidtragenden dabei sind keineswegs die Hüttenbewohner, sondern die Geheimbünde und Agitatoren, die sie bisher terrorisieren.

Peking hat bei der britischen Regierung gegen das Sanierungsprogramm der Altstadt inzwischen protestiert. Es fürchtet sehr zu recht, daß ein modernes Kowloon sich leichter überwachen läßt, und gerade das will Peking nicht. Es braucht die Opiumhöhlen und zweifelhaften Unterhaltungslokale, die dort trotz des offiziellen Verbotes im Verborgenen blühen, es braucht den Terror, der auf enge Gassen angewiesen ist, deren Dunkel vieles verbirgt, deren Bewohner wissen, daß die Polizei nahezu machtlos gegen die Geheimbünde ist.

Der Gouverneur von Hongkong kümmert sich um die Proteste wenig. Er glaubt nicht, daß Peking dem papierenen Protest Taten folgen lassen wird. Ihm geht es darum, ein Slumviertel verschwinden zu lassen, das in seiner Art einzigartig in der Welt ist. Bis heute wagt sich kein noch so abenteuerlustiger Tourist nach Kowloon, denn die Behörden raten ihm davon ab, weil sie nicht für seine Sicherheit bürgen können.

UNSER HAUSARZT BERÄT SIE

„Lehrlings-Rundrücken"

Ein so kompliziert aufgebautes Gebilde wie die Wirbelsäule ist für vielerlei Störungen anfällig. Aus der Fülle solcher fehlerhafter Anlagen wollen wir eine herausgreifen: den „Scheuermann". Die Krankheit heißt nach ihrem ersten Beschreiber so — es war damals üblich, Gelehrte durch solche Namensverleihungen zu ehren. Man nennt diese Krankheit auch „Bauern-" oder „Lehrlingsrücken" — diese Namen lassen erkennen, worum es sich handelt.

Die Wachstumsstörung der Wirbelsäule im Bereich der unteren Brust- und auch der Lendenwirbelsäule, die man so nennt, beobachtet man vor allem bei männlichen Jugendlichen zwischen 10 und 17 Jahren. Ohne erkennbare Ursache entwickelt sich bei einzelnen Jungen ein Rundrücken, anfangs meist ohne jede Beschwerden. Der Rundrücken wird dann durch eine entsprechende Rückwärtsbiegung in der Lendenwirbelsäule ausgeglichen, so daß die Wirbelsäule seitwärts gesehen dem Mittelstück eines lateinischen S gleicht.

Irgendein Ereignis, „verlupft", „schwere Last getragen", das in seiner Schwere meist in keinem rechten Verhältnis zu den Folgen steht, löst dann plötzlich Schmerzen im Bereich der Wirbelsäule, der Rippen, der Rückenmuskulatur aus. Ja, sogar Bauchschmerzen werden von den erkrankten Wirbeln ausgelöst.

Welche Ursache diese Wachstumsstörung nun eigentlich hat, weiß bis heute niemand so recht. Man nimmt an, daß es sich um eine angeborene familiäre Knochenschwäche handelt. Störungen im Hormonhaushalt sowie Mangelzustände (Vitamin A, D, E) können verschlimmernd hinzukommen. Lange dauernde körperliche Anstrengungen lösen dann den Prozeß aus. So sind besonders Lehrlinge körperlich schwer arbeitender Berufe davon befallen.

Befallen sind beim Scheuermann die Grund- und Deckplatten der Wirbelkörper. Sie sind in ihrer Struktur gestört und zu schwach, den Druck der elastischen Zwischenwirbelscheiben auszuhalten. Durch Einbrüche, heilende Knochenanlagerungen, Verformungen der Wirbelkörper bildet sich dann der typische „Scheuermann", wie er besonders im seitlichen Röntgenbild der Wirbelsäule erkennbar wird.

Die Behandlung besteht einmal in einer Entlastung der Wirbelsäule (Lagerung, Stützeinrichtungen), zum andern in der Zufuhr etwa fehlender Hormone und Mineralien.

Welche Behandlung im Einzelfall (Gipsliegeschale, Liegekur, Gipskorsett, Stützmieder, gymnastische Übungen usw. usw.) angewendet wird, bestimmt der Orthopäde. Auch was eventuell an Medikamenten gegeben wird.

Wie lange die Behandlung dauert, richtet sich danach, wie schnell die geschädigten Wirbel sich erholen. Das kann monatelang dauern. *Dr. med. S.*

„Weekend-Grill" für College-Schüler

Für College-Schüler, die sich um Anfangsstellen mit besonderen Aufstiegschancen bewerben, haben Amerikas Psychologen einen neuen Test-Grill ausgedacht: Die Firma lädt Bewerber und Bewerberinnen zum Weekendaufenthalt in ein Landhaus ein. Hier können sich die jungen Gäste zwanglos benehmen, tun und lassen, was sie wollen, werden aber dabei auf Tritt und Schritt beobachtet. Man führt Buch darüber, wann und wieviel sie Alkohol trinken, wie sie sich benehmen und unterhalten, ob sie dem anderen Geschlecht zuviel oder zuwenig Aufmerksamkeit schenken, ob sie sich in die Gemeinschaft einfügen oder nicht.

Schon mancher Bewerber ist in eine dieser Fallen geraten und erhielt trotz glänzender Schulzeugnisse oder bestandener Intelligenzprüfung die Stellung nicht. Die Amerikaner halten von dieser Art Prüfungen viel, weil sie endlich den „human touch", den menschlichen Aspekt, bei der Bewerberauswahl berücksichtigt. Die vielen, ausgeklügelten Tests mit Farbtafeln, Klötzchen und Stöpselbrettern hatten den Nachteil, daß sie den Charakter und den Gesamtmenschen vernachlässigten.

Man versuchte zwar Stellenanwärter nach Intelligenzgrad, Initiative, Aufmerksamkeit, Reaktionsvermögen und emotionalem Gleichgewicht zu beurteilen, über allgemein-menschliche Faktoren sagten die Prüfungen jedoch nichts aus. Jetzt versucht man es mit dem „Weekend-Grill", der übrigens von der Jugend mehr gefürchtet wird als alle psychischtechnischen Tests zusammen.

Vierzig Menschenleben für eine Hochzeit
Der trojanische Krieg im Wüstensand

Erbitterte Schlacht um eine große Liebe / In Ägypten hat die Braut nichts zu sagen

Das Schicksal hat sie zusammengeführt und gleichzeitig große Opfer gefordert. Aber jetzt werden die hübsche Mohsina Wardani aus einem Dorf in der Nähe von Assuan am Rand der Nubischen Wüste und Ibrahim, der Sohn des Bürgermeisters aus dem Nachbardorf, allen Widerständen zum Trotz doch heiraten. Diesem Ereignis ist ein regelrechter Krieg zwischen zwei Dörfern vorausgegangen, der 40 Tote und noch mehr Verletzte gefordert hat. Es war der Krieg um eine unerlaubte Liebe, die doch unbezwingbar blieb.

Die beiden jungen Leute hatten ihre Liebe lange geheimzuhalten versucht. **Aber die Heimlichkeiten von Verliebten bleiben mißgünstigen Augen auch am Rande der Wüste nicht verborgen**, und bald wußte das ganze Dorf, daß die hübsche Mohsina gegen Tradition und Familienehre verstieß. Es stand ihr nicht zu, eigenmächtig einen Mann zu lieben, und einen „Ausländer" schon gar nicht, denn Ibrahim stammte aus dem Nachbardorf. **Noch immer verlangen in diesem Teil des Landes die Überlieferungen, daß nicht die Mädchen ihren Bräutigam wählen, sondern die Väter ihren Schwiegersohn.**

Nachdem das Geheimnis nun einmal verraten war, glaubte Ibrahim nichts zu riskieren, als er sich eines schönen Tages auf den Weg zu dem Vater seiner Angebeteten machte und recht formlos um ihre Hand anhielt. Dem Brautvater erschien diese moderne Art der Brautwerbung wie ein Schlag ins Gesicht. Mit der gleichen Formlosigkeit, mit der er hereingekommen war, wurde Ibrahim wieder hinauskomplimentiert, und sogar der Tee, den man noch dem geringsten Gast anbietet, blieb ihm versagt. Die Familie der Braut fühlte sich vor den Kopf gestoßen und in ihrer Ehre zutiefst gekränkt. **Und es entspricht durchaus den Traditionen, daß einer der Brüder Moshinas den Auftrag erhielt, seine Schwester zu töten** und damit die Ehre der Familie wiederherzustellen.

Es kam nicht zu der furchtbaren Tat, denn Moshina verließ bei Nacht und Nebel das Haus ihres Vaters, um bei ihrem selbstgewählten Bräutigam im Nachbardorf Zuflucht zu suchen. Ihren Spuren folgten die Männer ihres Dorfes, die wie dereinst die Griechen auszogen, um ihre Helena zurückzuholen.

Die Männer lieferten sich auf der verbrannten Erde eine erbitterte Schlacht. **Als die Polizei aus der ganzen Umgegend schließlich geschlossen anrückte, waren 40 Menschenleben zu beklagen.** Ein hoher Preis für eine Liebe, die sich mit den Sitten und Gebräuchen nicht vereinbaren ließ.

Der Kampf zwischen den beiden Dörfern hat die Situation allerdings zu Gunsten der Liebenden geändert. Die großen Opfer haben die Familienehre wieder so weit hergestellt, daß man an eine Hochzeit denken kann. Zur Zeit verhandeln beide Familien in der Hoffnung, daß die Braut für zwei Wochen in ihr Elternhaus zurückkehrt, um dann von einer würdigen Abordnung nach den Regeln der Überlieferung ihrem Bräutigam zugeführt zu werden.

Dann können sich die Überlebenden daranmachen, Hochzeit zu feiern.

Kunterbuntes Panoptikum

Unter Polizeischutz hat sich Richter Isaac Rice gestellt, weil sein Urteil gegen die 34jährige Mestizin Dzedzora aus Winnipeg in Kanada einen Justizskandal auslöste. Die Frau, Mutter von elf Kindern, ist Gewohnheitstrinkerin und stand wegen Hehlerei vor Gericht. Rice verurteilte sie zu zweijährigem Hausarrest und verbot ihr gleichzeitig, Besucher zu empfangen. Statt dessen soll sie sich um die vernachlässigten Kinder kümmern. Außerdem untersagte er ihr auf Lebenszeit jeglichen Alkoholgenuß. In beiden Maßnahmen erblickt ein Teil der Oeffentlichkeit schwerwiegende Beschränkungen der menschlichen Freiheit. Richter Rice erhielt anonyme Telefonanrufe, die ihn an Leib und Leben bedrohten. Deshalb rief er die Polizei zu Hilfe.

„ICH HAB DICH LIEB" ...
meint sie. Ihm ist bei diesem Geständnis so heiß geworden, daß er — Kavalier hin — Frau Pappritz her — die Krawatte lockern mußte.
Foto: Castagne

Gehört - notiert kommentiert

Die folgende Nachricht stammt aus Holland: „Daß die Straßenbahnschaffner betagte Fahrgäste mit „Opa" und „Oma" anreden, soll künftig nicht mehr vorkommen. Die Bewohner eines Altersheims beklagten sich über diese allzu familiäre Art des Personals, mit den alten Fahrgästen umzugehen. Alle andern würden mit „Myn Herr" und „Myn Frow" angeredet, hieß es, nur die Alten nicht, denen man doch eigentlich besondere Achtung schuldig sei. Bei den Verkehrsbetrieben sah man das ein und nahm einen entsprechenden Passus in die Dienstordnung auf." So weit, so gut. Bei uns gibt es das noch nicht. Aber was noch unerfreulicher ist, das ist die Überschrift, unter der diese Nachricht aus Holland in Deutschland verbreitet wurde: „Oma will hofiert werden." So überheblich oder zumindest gedankenlos diese Überschrift ist —, der Mann, der sie schrieb, hat ganz offensichtlich vergessen, daß auch er einmal alt werden wird. Vielleicht wird er sich dann auch darüber zu ärgern haben, mit „Opa" angeredet zu werden. Vorläufig wird der andere behaupten, er habe es gut gemeint. Er klopft dem Opa und der Oma sozusagen gutmütig auf die Schulter. Abgesehen davon, daß nicht alle alten Leute Großväter und Großmütter sind und daß viele Leute die Wörter Opa und Oma für gräßliche Wortverstümmelungen halten —: Woher nimmt man eigentlich das Recht, alten Leuten auf die Schulter zu klopfen? Auch Ärzte und Krankenschwestern tun gern auf diese Art familiär. Wie wäre es, wenn ein alter Mensch so einen Arzt mit „Lieber Junge" anreden würde, wozu er genau so viel (oder so wenig) Recht hätte? Im Grunde ist es immer wieder erstaunlich, daß jüngere Menschen sich überlegen fühlen über eine Gruppe, zu der sie selbst einmal gehören werden. Das ist primitiv: — aber, „primitive" Völker lassen es nicht an Ehrfurcht vor dem Alter fehlen. Unsere zivilisierte Primitivität scheint also eine Errungenschaft des Industrie-Zeitalters zu sein, in dem die Menschen nach ihrer physischen Leistungsfähigkeit bewertet werden.

Wenn Raumpflegerin „Minna" streikt — wie wär's zur Aushilfe mit Vicky, der Schimpansendame? Sie kann nicht nur bügeln, sondern auch abwaschen und Fenster putzen. Und, das Wichtigste: sie hilft stets gern und bereitwillig. Einen Affen müßte man haben!

Miß Molly ist auf den Affen gekommen

Schimpansen helfen im Haushalt / Fernsehen zur Belohnung

Miß Molly Badham in Staffordshire in England kann sich nicht über Mangel an Hauspersonal beklagen, denn ihre vier Schimpansen sind die beste Hilfe, die sie sich wünschen kann.

Natürlich ist jeder, der Miß Molly Badham in ihrem Heim in Hints besucht, nicht wenig überrascht, zwei Schimpansen beim Abwaschen, Fensterputzen, Bügeln oder Staubsaugen zu sehen. In Arbeitsanzüge und Schürzen gekleidet, sind sie mit Begeisterung bei der Hausarbeit — tun manchmal sogar etwas zuviel des Guten. Vicky z. B. trinkt gerne das seifige Abwaschwasser, während Jonny glaubt, ein Omelette müsse mit den Füßen umgedreht werden. — Obst und Brot gehören zu ihren Hauptnahrungsmitteln. Tee trinken sie gleich literweise.

Die Schimpansen haben sich an das Leben im Haushalt gewöhnt. Ihre größte Freude und Belohnung ist es, abends beim Fernsehen zuzuschauen. Rauchend und Sherry trinkend hocken sie aufmerksam vor dem Fernsehapparat.

Miß Badham hat einen Privattierpark bei sich daheim. Mit einem Schimpansen fing sie an, dem sie als Gesellschaft noch einen Gefährten gab. Schließlich begann sie, sich mit Filmgesellschaften und Anzeigenagenturen in Verbindung zu setzen und stellte bald fest, daß das Verleihen von Schimpansen ein sehr gutes Geschäft ist.

Jonny, der „Star" ihres Unternehmens, verdient augenblicklich eintausend Pfund im Jahr, das sind mehr als elftausend Mark. Ein Schimpanse kostet rund 150 Pfund, ist er trainiert, hat er jedoch einen Wert von 500 Pfund. Ein Star wie Jonny verdient also, wie sich leicht ausrechnen läßt, gut und gern seinen eigenen Unterhalt.

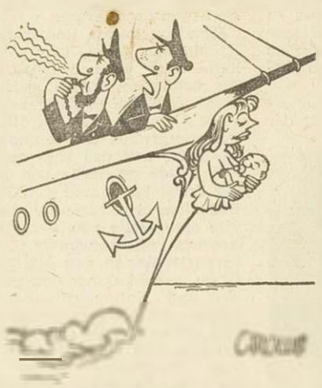
Unsere Zukunft liegt in der - Flasche

Ein Gagarin-Bier, benannt nach dem ersten Astronauten, wird es demnächst in Dänemark geben. Diese Idee kam einem dänischen Brauereidirektor, als er bei Gagarins Besuch in Kopenhagen die Vorliebe des Astronauten für Flaschenbier entdeckte. Gagarin soll nichts dagegen haben, auf einem dänischen Bier-Etikett mit seinem Namen zu erscheinen. Er meinte lediglich zu diesem Vorschlag: „In meiner Raumfahrt-Kapsel habe ich mich aus der Flasche ernährt. Ich glaube, im Zeitalter der Raumfahrt liegt die Zukunft unserer Ernährung in der Flasche. Und wenn Sie mich fragen: Aus der Flasche am liebsten Bier!"

Von Liebe kann keine Rede sein

In Spanien führt der sicherste Weg zu einer Wohnung übers Standesamt

Die Trauung, die der Standesbeamte des katalanischen Städtchens Hospitalet de Llobregat vollzog, war keine alltägliche. Es schlossen den Bund fürs Leben: die 60jährige Rosa Panadero und der 25jährige Rafael Amado. Erstaunlich ist nicht allein der Altersunterschied des Paares, sondern auch der Beweggrund, der diese Ehe herbeiführte. Dona Rosa ist glückliche Besitzerin eines „piso", ziemlich der einzige Weg, der zu einer eigenen Wohnung führt.



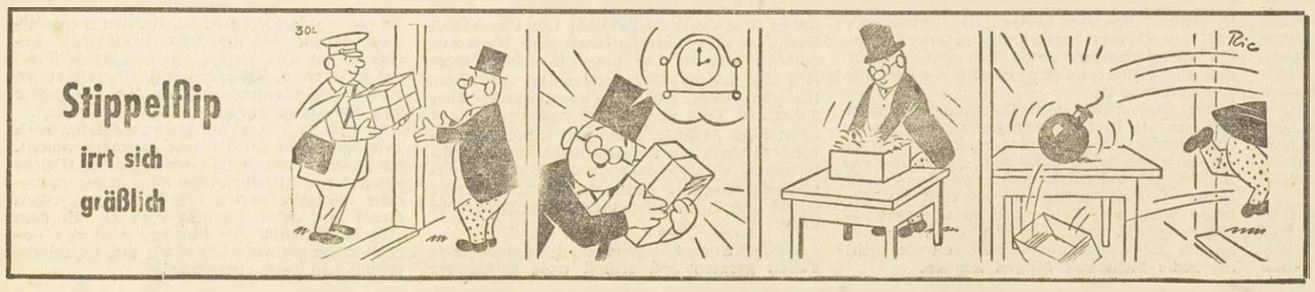
„Alle Mann an Deck!"

Nach der spanischen Wohnungsgesetzgebung, die den Wohnungsmarkt fast ohne Einschränkung liberalisiert, hat Dona Rosa ihren Untermieter-Nachbarn Rafael Amado zu ihrem Wohnungserben gemacht, zum Ärger eines enttäuschten Hausbesitzers, der sich nun seiner Hoffnung beraubt sieht, die Wohnung nach dem Ableben Dona Rosas übernehmen und frei, das heißt teuer, weitervermieten zu können. Dona Rosa bezahlt die in Spanien übliche Althausmiete von zehn Mark monatlich für fünf Zimmer, und wenn man erfährt, daß der Hausbesitzer für eine freie Wohnung bis zu 250 Mark verlangen kann, wird man seine Enttäuschung verstehen.

Die „Wohnungshochzeit" von Hospitalet ist ein Komplott, das die spanischen Verhältnisse geradezu herausfordern. Der Wohnungsminister gab das offizielle Wohnungsdefizit bekannt, das sich jenseits der Pyrenäen auf eine halbe Million Wohnungen beläuft — in einem Land, das nicht einmal 30 Millionen Einwohner zählt. Zwar ist in der letzten Zeit unerhört viel gebaut worden, aber die Wohnungsnot wird damit nicht gelindert. Denn: Die Wohnungen, die zwischen 50 000 und 300 000 Mark kosten, sind unbezahlbar. So kommt es, daß in den Madrider Neubauten zur Zeit insgesamt 15 000 Luxuswohnungen leerstehen, während in dem Stadtteil Vallecas 200 000 Menschen in „chabelas", in Hütten, hausen, ohne Kanalisation, ohne Wasserleitung, zum Teil sogar ohne elektrisches Licht.

Dona Rosa aus Hospitalet de Llobregat bewohnt ihre Wohnung schon seit 30 Jahren und hat stets dieselbe Miete dafür bezahlt. Seit einiger Zeit war es ihr geheimer Kummer, daß der Hauseigentümer die Wohnung nach ihrem Tode nicht unbegüterten Obdachlosen zur Verfügung stellen, sondern auf einen Gewinn bedacht sein würde. Und als ihr der junge Rafael anvertraute, daß er sich nichts sehnlicher wünsche als eine eigene Wohnung, stand ihr Entschluß fest. Da das Gesetz eine Vererbung der Wohnung an direkte Familienangehörige zuläßt, schmiedete sie den Hochzeitsplan. Zwischen ihr und ihrem „Ehemann" wurde ein Kontrakt geschlossen: Nach ihrer Hochzeit würden sie weiterleben wie bisher. Dona Rosa in ihrer hübschen Wohnung und Don Rafael in seinem möblierten Zimmer, und an dem Tag, an dem Rafael Witwer werden sollte, würde die Wohnung ihm gehören.

Und so wird es, wenn sich nichts Unvorhergesehenes ereignet, auch kommen. Den ersten Teil ihres Planes die Hochzeit, haben Dona Rosa und Don Rafael jedenfalls bereits in die Tat umgesetzt.



Die kuriose Meldung

In Dixon (England) mußte der 42jährige James Kendler eine Geldstrafe wegen Volltrunkenheit entrichten. Der Pechvogel hatte das Licht über der Tür zur Polizeiwache für das Reklameschild einer Bar gehalten, war hineingestolpert, knallte einen Geldschein auf den Tisch und forderte einen doppelten Schnaps.